



Newsletter vom 28. 8. 2022

Inhalt

Erfrischende Klartexte zum Lehrermangel.....	2
25.8.2022, Hanspeter Amstutz	2
Lehrerin ohne Diplom? Ein Crashkurs.....	3
NZZ am Sonntag, 21.8.2022, Hintergrund Bildung, Von Rafaela Roth und Alain Zucker	3
Bildungspolitischer Rückzug ins Funktionale	7
Journal 21, 22.8.2022, Carl Bossard	7
Wir müssen diese Tabus brechen	9
Tages-Anzeiger 20.8.2022, Seite Zwei, Raphaela Birrer	9
«Die Schule braucht weniger Lektionen und bessere Lehrer»	10
NZZ, 19.8.2022, Schweiz, Katarina Fontana	10
«Kinder brauchen verlässliche Beziehungen»	12
NZZ, 18.8.2022, Zürich und Region, Dorothee Vögeli	12
Was ist mit unseren Schulen los?	14
Zeit-Fragen, 23.8.2022, von Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin	14
330 Lehrkräfte ohne Diplom kommen zum Einsatz	17
Tages-Anzeiger, 18.8.2022, Zürich, Pascal Unternährer	17
«Ist es wirklich in Ordnung, dass ich unterrichte?».....	18
Sonntagszeitung, 20.8.2022, Alexandra Aregger	18
Teure Forderungen für die Rettung der Schule	19
Tages-Anzeiger, 23.8.2022, Zürich, Daniel Schneebeli	19
«Der Lohn ist nicht das Problem»	21
NZZ 22.8.2022, Zürich und Region, Interview mit Giorgio Scherrer und Daniel Fritzsche	21
Fremdsprachen in der Primarschule	24
NZZ 12.8.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief	24
Veranstaltungshinweise	25
Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?	25
Starke Volksschule Zürich, Donnerstag, 15. 9. 2022	25
Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes.....	25
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.9.2022	25



Erfrischende Klartexte zum Lehrermangel

25.8.2022, Hanspeter Amstutz

Not macht erfinderisch und schafft andere Prioritäten. Was die NZZ am Sonntag in ihrem Ratgeber «Crashkurs» an handfesten Empfehlungen an junge unausgebildete Lehrpersonen vorschlägt, dürfte noch heftige Wellen werfen. Da ist keine Rede mehr von Lernbegleiterinnen, welche als graue Mäuse den Schülern beim Lernen helfen. Lehrpersonen sollen vielmehr wie Leitwölfe mit viel Empathie ihre Klassen führen und sich Zeit nehmen sich für die Welt der Jugendlichen zu interessieren. Den überfüllten Lehrplan könne man getrost zur Seite legen, da er als Bildungskompass im Schulalltag nichts taugt. Statt mit Aufträgen für selbstorganisiertes Lernen in Form von Wochenplänen zu starten, sei ein klar strukturierter gemeinsamer Klassenunterricht klar vorzuziehen. Guter Frontalunterricht verhindere viel Frustration und bringe mehr Erfolg. Und mit einem Seitenhieb gegen die akademische Fachdidaktik wird appelliert, sich nützliche Unterrichtsmaterialien besser bei den Teamkollegen zu beschaffen.

Didaktische Empfehlungen mit klarer Trennung der Spreu vom Weizen

Die Ausschnitte aus dem «Crashkurs» sind hier nur unvollständig wiedergegeben. Doch sie zeigen, wie sehr zurzeit pragmatische Lösungen absoluten Vorrang haben. Die Empfehlungen richten sich dabei nicht nur an Berufseinsteiger ohne Ausbildung, sondern an alle jungen Lehrpersonen. Noch vor wenigen Monaten hätte man solch unverblümt klaren Ratschläge kaum in einer Tageszeitung lesen können. Was ist da passiert, dass es so weit kommen konnte?

Offenbar haben kritische Journalisten gemerkt, dass praxisferne Konzepte ganz gehörig den Schulbetrieb lähmen und den gegenwärtigen Lehrermangel mitverursacht haben. Man hat genug von den ewigen Beschönigungen von Seiten der Bildungsdirektionen und wünscht sich Pädagogische Hochschulen, die näher am Puls der Praxis sind. Der erfrischende Wind in der Berichterstattung über die Volksschule deckt vieles nun endlich auf. Die gescheiterte schulische Integration, die Überforderungen durch ein überladenes Bildungsprogramm und die überzogenen Ansprüche an die Lehrerschaft im schulischen Umfeld dürfen nicht länger verdrängt werden. Als Beispiel für das Kleinreden der aktuellen Probleme haben wir am Schluss ein Interview mit der Zürcher Bildungsdirektorin in den Newsletter aufgenommen.

Ein Einsteigerkurs ersetzt keine gründliche Lehrerbildung

Quereinsteiger mit pädagogischer Begabung sind zweifellos ein Gewinn für die Volksschule. Aber diese Talente müssen bereit sein, einen grossen Teil der umfassenden Lehrerbildung nachzuholen. Wie anspruchsvoll eine gute Lehrerbildung ist, zeigt uns Carl Bossard in seinem Beitrag mit dem Titel «Bildungspolitischer Rückzug ins Funktionale». Der Autor weist darauf hin, dass Lehrersein weit mehr als das professionelle Vermitteln von Kompetenzen ist. Das dynamische Beziehungsdreieck von Lehrperson – Schüler - Unterrichtsstoff auszutarieren ist eine grosse Kunst. Eine Lehrerin darf dazu stehen, eine Kapitänin mit Führungsfunktion zu sein. Sie soll sich in die Welt der Kinder versetzen können und ihre Begabungen erkennen. Und sie hat den Auftrag, den Schulstoff so anschaulich und spannend zu vermitteln, dass die Kinder das Lernen als Bereicherung empfinden. Dieser Dreiklang der schulischen Pädagogik lässt sich nicht in einer Schnellbleiche erwerben, wie zurzeit einige inkompetente Bildungsfunktionäre aus der Not heraus behaupten.

Es passt ins Bild der neuen Offenheit, dass die eigentlichen Ursachen des Lehrermangels nun in vielen Berichten nicht mehr ausgeblendet werden. Raphaela Birrer schreibt im Tages-Anzeiger, dass in drei Hauptbereichen einiges schiefgelaufen sei. Sie kritisiert die Arbeitsbedingungen für die Klassenlehrkräfte mit den heterogenen Schülerscharen scharf, da das Integrationsmodell unter den aktuellen Rahmenbedingungen eine zu grosse Belastung sei. Fehlende Wertschätzung mancher Eltern für die fachliche Kompetenz der Lehrpersonen und der organisatorische Mehraufwand durch zu viele Kleinpensen zählen in den Augen der Autorin zu den weiteren grossen Belastungsfaktoren.



Keine guten Noten für die Bildungspolitik der letzten Jahre

Ähnlich offen berichtet Alain Pichard aus seinem Schulalltag und seinen Erfahrungen aus der Politik. Er geht hart ins Gericht mit der Bildungsallianz zwischen Politik, Verwaltung und Ausbildung. Diese trage eine Mitschuld für eine Reihe von Fehlentwicklungen in der Volksschule. In vielen Fällen seien nicht die Anliegen der Schülerinnen und Schüler an erster Stelle gestanden, sondern die Aussicht auf Lehraufträge oder gut bezahlte Projektarbeiten. Eine markante Aussage macht der Autor mit seiner Forderung, die Schule müsse sich wieder aufs Wesentliche konzentrieren. Unterrichtslektionen seien keine Betreuungsstunden und Lehrer keine Sozialarbeiter. Schulischer Wunschbedarf wie zusätzlicher Sport oder Hobbykurse könnten auch von Personen ohne Lehrdiplom abgedeckt werden.

In einem weiteren Bericht erleben wir den Schulalltag einer Lehrerin, welche selber mit ADHS-Anlagen aufgewachsen ist. In einem äusserst farbigen Einblick sehen wir, wie eine engagierte Lehrerin trotz mancher Widerwärtigkeiten mit Freude unterrichtet und den Umgang mit kritisch eingestellten Eltern meistert. Im ermutigenden Bericht schimmert aber durch, wo in den letzten Jahren gewisse negative Veränderungen eingetreten sind.

Haben Sie Lust, noch etwas schwerere Kost zu verdauen? In der Analyse von Eliane Perret finden Sie Denkanstösse, um den tieferen Ursachen des Lehrermangels auf den Grund zu gehen. Die Autorin sieht globale Zusammenhänge wirtschaftlicher Natur, welche schon seit Jahren über internationale Abkommen schleichend auf unser Schulsystem eingewirkt haben.

Volle Unterstützung für Quereinsteiger als Gebot der Stunde

Das umstrittene Thema der Lehrpersonen ohne Diplom schliessen wir ab mit einer statistischen Übersicht aus dem Tages-Anzeiger und einem Bericht über zwei Quereinsteigerinnen mit viel hoffnungsvoller Energie. Der Bericht zeigt, dass von allen Seiten viel guter Wille da ist, den beiden den Einstieg möglichst zu erleichtern. Ob alles gut geht, wissen wir nicht, aber aufgrund der Einstellung und der persönlichen Voraussetzungen ist durchaus Optimismus angezeigt. Und wenn die beiden nachher die Ausbildung nachholen, zählt auch die Schule zu den Gewinnern.

Im Schlussbouquet werfen wir einen Blick auf bildungspolitische Vorstösse im Kantonsrat und das erwähnte Interview mit Regierungsrätin Steiner. Dazu kommen ein Leserbrief und zwei Hinweise zu wichtigen Veranstaltungen. Es würde uns freuen, wenn wir mit den ausgewählten Beiträgen der vergangenen zwei Wochen zeigen konnten, dass wirklich eine grosse Bewegung in die Bildungsdiskussion gekommen ist. Das stimmt uns hoffnungsvoll.

Für die Redaktion Starke Volksschule Zürich

Hanspeter Amstutz

Lehrerin ohne Diplom? Ein Crashkurs

NZZ am Sonntag, 21.8.2022, Hintergrund Bildung, Von Rafaela Roth und Alain Zucker

Die Sommerferien sind zu Ende, wegen des Lehrermangels stehen neuerdings auch Quereinsteigerinnen und Quereinsteiger ohne Diplom und Erfahrung vor einer Klasse. Gehören Sie auch dazu? Eine Anleitung für den Erfolg im Schulzimmer.

Das Thema Lehrermangel prägte den Sommer, den Schulanfang werden diesen Montag jene Lehrerinnen und Lehrer prägen, die zum Teil erstmals in ihrem Leben vor einer Klasse stehen. Alle seien nervös, sagt Christian Müller vom privaten Bildungsinstitut Intrinsic. Noch diese Woche hätten sich zwei Quereinsteiger sehr kurzfristig für den Kurs angemeldet, der neue Lehrpersonen begleitet. Doch was braucht es für den Erfolg im Klassenzimmer? Wir haben mit Wissenschaftlerinnen, Lehrern, Schulleiterinnen, mit der Pädagogischen Hochschule und einer Schülerin gesprochen – herausgekommen sind diese neun Erkenntnisse.



Werden Sie zum Beziehungsprofi

«Ich hätte nie gedacht, dass eine Lehrerin derart tolle Sachen zu einer Schülerin sagen kann», so erzählt es die 13-jährige Anika Furger. Es geht um das letzte Elterngespräch mit ihrer Klassenlehrerin vor dem Übertritt in die Oberstufe. Die Lehrerin hatte Fotos von ihr aus der vierten Klasse mitgebracht, sie zeigte ihr auf, wie sie sich entwickelt hatte, wo sie Fortschritte gemacht hatte und wo sie noch besser werden konnte. «Das machte sie bei allen so.» Am Ende weinte die Lehrerin ein wenig, und Anika weinte dann auch. Die Klassenlehrerin muss ein Profi gewesen sein. Ein Profi vor allem in Beziehungspflege.

Sie müssen nicht bei jedem Kind weinen. Aber Sie müssen möglichst rasch zu jedem einzelnen Kind eine Beziehung aufbauen. Lernen Sie also am ersten Tag die Namen auswendig und räumen Sie die Natur-Mensch-Gesellschaft-Lektion aus, um die Kinder kennenzulernen. Finden Sie heraus, was sie (nicht) mögen, wie viele Freundinnen und Freunde sie haben, was ihnen an der Schule gefällt und wie es zu Hause mit den Eltern und Geschwistern läuft.

Die Wissenschaft hat da sehr klare Befunde: Wenn die Beziehung zwischen Lehrperson und Schülerin gut ist, steigt der Lernertrag deutlich. Vielleicht klingt Jacqueline Lanz, Leiterin des Berner Schulhauses Pestalozzi, in diesem Punkt deshalb so resolut: «Fehlende Ressourcen sind da keine Entschuldigung, das muss man können.»

Dabei geht es nicht um eine Wohlfühlbeziehung. Es geht darum, die Klientel ernst zu nehmen. Das Kind spürt es, wenn Sie nicht daran glauben, dass es etwas kann. Sie sind die erste Person, die den Kindern einen neuen Kontext ausserhalb ihrer Familie schafft, eine neue Autorität, und als solche haben Sie etwas zu bieten: Lebenserfahrung, interessanten Stoff, einen klaren Rahmen. Welche Ansprüche haben Sie, welche Potenziale gestehen Sie dem Kind zu? Wie lange warten Sie auf eine Antwort, wem stellen Sie die Frage, und wann geben Sie positives Feedback? Kommunizieren Sie bewusst – auch nonverbal. Investieren Sie besonders viel in die Beziehung zu dem Kind, das Sie am meisten nervt.

Pfeifen Sie erst einmal auf die Theorie

Kompetenzen! Sie zu vermitteln, ist der Auftrag der Schule, so steht es im Lehrplan 21, und danach richten sich auch die pädagogischen Hochschulen aus. Der Schulstoff soll systematisch nach Kompetenzen aufgeschlüsselt werden. Dafür muss ihn die Lehrerin fast schon universitätsmässig durchdringen, auf einzelne Kompetenzen herunterbrechen und überlegen, welche davon sie in welchen Lektionen den Kindern beibringen will – um dann auch noch Protokoll zu führen. Das ist die Theorie, doch vergessen Sie sie wieder!

«Ich kenne niemanden, der das so macht», sagt Benedikt Rüttimann, der als Quereinsteiger vor neun Jahren Primarlehrer in Zürich wurde. Es fehle die Zeit, und der Anspruch Sorge nur für ein schlechtes Gewissen. Er empfiehlt, in Fächern wie Mathematik auf ein anschauliches Lehrmittel mit genauen Anweisungen zu setzen und sich bei offeneren Fächern auch von Kollegen inspirieren zu lassen: «Man muss ja nicht das Rad neu erfinden.» Von einem krassen «Praxisschock» spricht auch Alain Pichard, aus dem Ruhestand zurückgekehrter Oberstufenlehrer in Biel, wenn er an seine Praktikanten und Abgänger der pädagogischen Hochschulen (PH) denkt. Mit einem übertriebenen Fokus auf einzelne Kompetenzen zerhacke man den Stoff, so könne man die Schüler nicht begeistern: «Nehmen wir einen Aufsatz: Wenn Sie den nur in Einzelteile zerlegen wie Satzaufbau, Rechtschreibung Kommaregeln, flasht das die Schüler nicht. Sie brauchen ein ganzheitliches Feedback.»

Solche Kritik am Kompetenzmodell hört Christine Neresheimer, Leiterin Primarstufe an der PH Zürich, natürlich nicht gern. Sie sagt: «Es stimmt so nicht. Die Praxis schwankt von Schule zu Schule. Lehrer und Lehrerinnen planen ja ohnehin, was sie den Kindern im Unterricht beibringen wollen. Bei uns lernen sie einfach, wie man es richtig macht.»

Naja, Sie werden schnell merken, wer Recht hat.



Seien Sie wie ein Leitwolf

Moderator, Clown, Zuchtmeister, Rettungsanker: Es ist berührend, wie Schriftsteller Frank McCourt in seinen Erinnerungen die vielfältigen Rollen beschreibt, die er einst als Lehrer an einer New Yorker Schule übernommen hatte. Als Lehrer oder Lehrerin sind Sie je nach Situation vieles, aber es hilft schon sehr, wenn Sie vor die Kinder stehen und den Leitwolf spielen können. Erarbeiten Sie rasch mit der Klasse ein klares Führungssystem. «Keep it simple», heisst die Devise, ein paar Regeln wie «Ich lasse die anderen ausreden» reichen. «Je klarer man weiss, was einem wichtig ist, desto besser kommt es bei den Kindern an», sagt Schulleiterin Jacqueline Lanz.

Nur müssen die Regeln dann auch konsequent durchgesetzt werden – nicht immer einfach, wenn der 12-Jährige bereits pubertiert und einen Kopf grösser ist als die Lehrerin. «Man sollte in den ersten Wochen keine Überschreitungen tolerieren», sagt Rüttimann. So verschaffe man sich den Respekt, um später umso gelassener auch einmal die Fünfe gerade sein zu lassen. Kollege Pichard erzählt derweil etwas stolz, wie er einst von anderen erfuhr, dass ausgerechnet einer seiner schwierigsten Schüler die Auseinandersetzung mit ihm mochte, weil er «so stabil» sei.

Ein Leitwolf sorgt aber auch für das Rudel. Also legt eine gute Lehrkraft Wert auf eine Atmosphäre, in der sich die Kinder wohlfühlen, und investiert in den ersten Wochen sehr viel Zeit in den Zusammenhalt, mit Ausflügen und anderen Projekten, die zusammenschweissen. Sie sollen Ihnen ja nicht nur missmutig durch den Schulstoff folgen. Wie heisst es pädagogisch korrekt: Lehren heisst begeistern. Begeisterung müssen Sie zumindest vorspielen können.

Perfektionismus ist Ihr Untergang

Sie werden sowieso nicht alles schaffen – und das ist völlig okay. Führen Sie sich das immer wieder vor Augen. Üben Sie sich in Gelassenheit, nehmen Sie es mit Humor. Humor überhaupt, das betonen Primarlehrer, Schulleiterinnen und Schülerinnen, rettet Sie im Klassenzimmer. Oder wie es die Schülerin Anika Furger ausdrückt: «Lehrer müssen ab und zu ein Spässchen machen, nett sein und nicht allzu streng. Schon streng, aber nicht zu streng.» Perfektionismus hingegen ist Ihr Untergang.

«Wir wissen aus Studien, dass Burnouts öfters bei Menschen mit Perfektionsanspruch vorkommen», sagt Christine Neresheimer von der PH Zürich. Und sie hält eine weitere wichtige Lektion bereit: «Es gibt keine böartigen Kinder, nur Kinder, die schlecht geschlafen oder Probleme haben.» Sie empfiehlt, schlechtes Verhalten auch einmal durchgehen zu lassen und sich einen gewissen Pragmatismus zuzulegen.

Das sagt auch Quereinsteiger Benedikt Rüttimann. Er hat jetzt zwei Durchgänge als Klassenlehrer hinter sich. «Ich hatte früher die Tendenz zum Aktionismus und zur Intervention, oft muss man aber einfach genauer hinschauen», sagt er. Warum klappt es bei diesem Kind nicht? Hat es Lernlücken? Gibt es Stress zu Hause oder mit Freunden? Hören Sie hin, tun Sie erst später etwas, und werden Sie nicht laut. «Sonst wird es auch in der Klasse lauter», sagt er. Dafür dürfe man locker Fehler machen, mehr noch: «Die Kids finden es gut, wenn man nicht perfekt ist», sagt Rüttimann.

Machen Sie die Eltern zu Verbündeten

Sie gelten als besonders lästig: aufgebrauchte Eltern, die wegen schlechter Vornoten fürs Gymi anrufen oder einen ins Verhör nehmen, weil sich das Kind ungerecht behandelt fühlt. Das Problem lässt sich entschärfen, wenn Sie die Eltern von Anfang an ins Boot holen, getreu dem Motto: Halte die Freunde nahe, aber die Feinde noch näher.

Setzen Sie sofort einen Elternabend an, stehen Sie zu Defiziten wie Ihrem fehlenden Diplom, und sagen Sie klar, worauf Sie Wert legen, wie Sie zu kommunizieren gedenken – und wann nicht. Sie müssen es ja nicht gleich so machen wie jener Lehrer, der vor ein paar Jahren den Eltern seiner Schüler sagte, dass er bei E-Mails Wert auf die Anrede «Sehr geehrter Herr . . .» und die Schlussformel «Mit freundlichen Grüssen» lege.

«Hat man einen guten Boden mit den Eltern, reduziert es auch den Stress im Klassenzimmer», sagt Neresheimer von der PH Zürich, «dann reden die Eltern auch mit dem Kind respektvoll über Sie.»



Transparenz gegenüber den Eltern lautet auch die Devise, wenn etwas mit dem Kind nicht gut läuft – meistens jedenfalls. Es gibt Fälle, so erzählt eine Lehrerin, da kann man die Eltern nicht informieren, «weil der Schüler nachher zu Hause drankommt». Dann versucht sie selbst herauszufinden, was los ist, bietet Hilfe an und zieht in gravierenden Fällen den Schulsozialarbeiter hinzu.

Vergessen Sie niemanden (wirklich niemanden)

Sie sind nicht die bessere Lehrerin, wenn Sie jeden Abend bis um 22 Uhr im Schulhaus sind. Das betont sogar die Schulleiterin. «Man hat unglaublich viele Freiheiten als Lehrperson, das ist das Schönste an diesem Beruf. Diese können aber zur Falle werden, wenn man sich verzettelt», sagt Jacqueline Lanz.

Es ist deshalb von Vorteil, wenn Sie organisatorisch auf der Höhe sind. Denn Ihr Job ist nicht nur die Unterrichtsvorbereitung. Mit der Schule treten Sie in ein Ökosystem von Bezugsgruppen ein: Kreisschulpflege, Eltern, Lehrkollegium, Schulleitung, Schulsozialdienst, Klassenassistentin, Logopäde, Dorfpolizistin – und wann kommt die Zahnfee? Hat schon jemand kontrolliert, ob die Kinder Läuse haben? In der Wirtschaft würde man dies Multi-Stakeholder-Management nennen. «Lehrpersonen haben mehr soziale Kontakte als Angestellte eines Fastfoodrestaurants über die Mittagszeit», sagt Christian Hugi vom Zürcher Lehrerverband.

Es ist also auch von Vorteil, wenn Sie bereits ein Fan der Teamarbeit sind. «Die Zeit der Einzelkämpfer ist vorbei», sagt Katharina Maag Merki, Bildungsforscherin und Professorin an der Universität Zürich. «Lehren ist heute ein Gruppenprojekt, daran kommt niemand vorbei.» Das Gute ist, dass Sie so auch nicht alles alleine machen müssen.

Lassen Sie das Arbeiten in der Gruppe – am Anfang

Gruppenarbeiten sind laut und anstrengend, vor allem für Sie! Und da Sie die Kinder am Anfang noch nicht einschätzen können, ist es für alle frustrierend. Überhaupt bleibt Frontalunterricht in dem Sinn wichtig, dass die Lehrerin den Schülern Stoff vermittelt, egal ob sie im Kreis oder traditionell in Reihen sitzen. Die Idee der Reformpädagogik, dass sich Kinder die Lerninhalte selber erarbeiten, ganz nach ihren Leidenschaften, können Sie erst einmal vergessen.

Trotz allen Lernlandschaften und Wochenplänen an Schweizer Schulen sind sich Praktiker und Hochschulpädagoginnen in einem Punkt nämlich bemerkenswert einig: Auf Primarstufe ist das Konzept des selbständigen Lernens eine Kopfgeburt. «Die eine Hälfte der Klasse ist abgelenkt, die andere ist nicht interessiert, das ist die Realität», meint Rüttimann. Und auch Neresheimer von der PH Zürich sagt: «Sich den Stoff selber zu erschliessen, klingt zwar gut für Kinder aus engagiertem Elternhaus, mit hoher Intelligenz und Motivation. Aber wenn ein Teil der Schüler noch nicht einmal einen Satz fehlerfrei sprechen kann, dann finde ich das heikel.»

Glaubt man der bisher umfassendsten Untersuchung, wird der Nutzen des selbstmotivierten Lernens sowieso überschätzt. Der australische Bildungsforscher John Hattie analysierte Studien mit 250 Millionen Schülern und fand keine Vorteile. Für ihn stehen Sie als Lehrperson im Vordergrund. Sie leiten das Lernen im Gespräch mit den Schülern an und werden genug damit zu tun haben, herauszufinden, was das eine Kind daran hindert, beim Rechnen den Zehnerübergang zu verstehen, während ein anderes dasselbe nach fünf Minuten kapiert hat.

Holen Sie sich Hilfe – oder suchen Sie das Weite

Hoffen Sie, dass Sie in einer guten Schule gelandet sind. Das erkennen Sie beispielsweise daran, ob für die Einsteigerinnen ein Göttisystem oder Mentoringprogramm besteht. «Man kann sehr einsam sein im Lehrerberuf – je nach Schule, wo es einen hinverschlägt», sagt Schulleiterin Jacqueline Lanz. «Unser oberstes Ziel ist, dass jede Einsteigerin in einem Netz von anderen Lehrpersonen landet.» Sonst droht ein brutaler Einstieg. Eine gute Schule hat ein engagiertes Kollegium, erfahrene Lehrer, die jüngere unterstützen und auch einmal Unterrichtsbesuche oder Videoaufnahmen machen. Eine kompetente Schulleitung fragt nach, weist auf die nötige Abgrenzung hin und sorgt dafür, dass Sie sich genügend erholen. Ist dies nicht so, fordern Sie es ein. Oder ziehen Sie weiter.



«Lassen Sie sich unbedingt von Kollegen helfen», sagt Christian Hugi, Präsident des Zürcher Lehrerverbands. Er unterrichtet selber, schätzt die Arbeit in Klassenlehrerteams. «Nach dem Unterricht die nächste Lektion zu zweit vorzubereiten, ist sehr wertvoll», sagt er. Man spricht Fehler an, reflektiert die unbewussten Prozesse, denkt über einzelne Kinder nach und darüber, ob sie einen Anreiz oder eher etwas Druck brauchen. Die Klassenlehrerteams teilen sich auch auf mit den Minicoachings: kleine Zeitfenster, um mit einem Kind ein Einzelgespräch zu führen, ein Arbeitsergebnis zu besprechen, eine Lernsituation oder einen Inhalt. «Der Lehrer muss nicht einen Vortrag halten, sondern vor allem zuhören», sagt Hugi, «dann sind Minicoachings sehr effektiv.»

Widerstehen Sie der Versuchung, zu jammern

«Das Problem Lehrermangel ist ein Fragezeichen», so sagt es Schulleiterin Jacqueline Lanz. Es sei im Prinzip ein Rätsel, warum man es nicht schaffe, darauf vorbereitet zu sein. Die Löhne seien ein Problem, die Anzahl Lektionen bei einem Vollpensum, das Image des Berufs. Dennoch sollten Sie jetzt aufhören, zu jammern. «Bei ganz vielen Dingen muss man selber die Initiative ergreifen», sagt Lanz. «Nur zu jammern und allen anderen und dem ganzen System die Schuld zu geben, bringt nichts.» Nehmen Sie das Heft selber in die Hand, sprichwörtlich: Nutzen Sie die Unterlagen von Kollegen, geben Sie Dinge ab, wenn es zu viel ist, organisieren Sie sich neu.

Und ignorieren Sie die mediale Lehrermangel-Diskussion. Sie wird sich im Laufe Ihrer Karriere ungezählte Male wiederholen und immer nach demselben Muster ablaufen. Eigentlich ist allen klar, dass es anspruchsvoll ist, Schule zu geben. Sie müssen fachlich top sein, etwas vom Lehren und Lernen verstehen, eine Klasse managen, ihre Schüler motivieren, digitale Kompetenzen haben und Teamplayer sein.

Doch dann kommt der Lehrermangel. Und mit ihm Politiker, die meinen, das brauche es doch alles gar nicht, keinen Bachelor, keinen Master, früher ging es ja auch! Wenn man es richtig bedenke, müsste doch jeder mit Kindern auch Lehrer sein können! «Die Diskussion beginnt einen zu langweilen», sagt ein Bildungswissenschaftler. Lassen Sie sich also lieber gar nicht zu sehr darauf ein.

Bildungspolitischer Rückzug ins Funktionale

Journal 21, 22.8.2022, Carl Bossard

Noch vor Kurzem fehlten Hunderte von Lehrkräften. Nun startet das neue Schuljahr, die meisten Stellen sind besetzt – viele mit sogenannten Laienlehrpersonen LLP. Courant normal? Und kann die Bildungspolitik einfach weiterfahren wie bisher?

Beim Beginn der Sommerferien waren allein im Kanton Zürich 260 Stellen nicht besetzt. Händeringend suchten Schulgemeinden nach Lehrpersonen; verzweifelt wurden Pensionierte angeschrieben, Inserate publiziert und Videos aufgeschaltet. In ihrer Not stellten die Verantwortlichen auch Leute ohne Diplom ein. Über 300 sogenannte Laienlehrpersonen LLP, kurzfristig rekrutiert, sind in diesen Tagen an den Zürcher Schulen gestartet.

Das Wesentliche der Schule geschieht im Kernbereich

Noch vor Kurzem verlangten die Pädagogischen Hochschulen für die Kindergärtnerinnen und die Primarlehrer eine Ausbildung mit mindestens neun Semestern und einem Master-Abschluss. Der Beruf sei äusserst anforderungsreich geworden, und die Gesellschaft verlange es, wurde argumentiert. Nun genügen das Interesse und die Freude an Kindern, der Spass am Unterrichten und das Gefühl: «Das traue ich mir zu!» Und schon kann man vor eine Schulklasse treten, die Kinder ins Können und Wissen einführen und junge Menschen auf ihrem Lern- und Lebensweg begleiten. Wie wenn es das Einfachste der Welt wäre und ein einwöchiger Crashkurs genüge!

Doch wer in den Unterricht hineinzoomt, entdeckt etwas höchst Anspruchsvolles, ein magisches Dreieck. Es ist der elementare Kern jeder Schule: die Trias zwischen Lehrerin/Ausbildner – Schülerin/Schüler – Unterrichtsinhalt. Ein geheimnisvoller Dreiklang mit drei Achsen: die tragende und prägende pädagogische zwischen der Lehrperson und den Jugendlichen einerseits, die eminent



wichtige fachdidaktische Komponente andererseits und als Drittes das fachliche Fundament. Diese drei Achsen bilden den Resonanzraum. Da drin ereignet sich das Eigentliche und Wesentliche von Schule und Unterricht; hier erfolgt das A und Ω des pädagogischen Alltags: die Grundbildung als Basis für alles weitere Lernen.

Die Kinder unterrichten und sie nicht einfach begleiten

Es sind die Mikroprozesse des Lernens: Dazu gehören das Aufbauen mit dem Verstehen, das Konsolidieren mit dem Festigen und Üben, sei es von Wissen oder Können, sowie das Anwenden des Gelernten – und das Zusammenspiel dieser Teilprozesse mit all den vielfältigen, filigranen Verknüpfungen im aktivierten Gedächtnis.

Für den systematischen Aufbau der Grundfertigkeiten ist dieses schulische Kerngeschehen grundlegend. Gute Lehrerinnen und Lehrer wissen dies; sie wissen, worauf es bei diesen Mikroprozessen des Lernens ankommt. Sie fokussieren bei ihrer Arbeit auf diese Aspekte; sie organisieren nicht einfach Unterricht, sie verabreichen nicht einfach Arbeitsblätter, sie begleiten nicht einfach digitale Lernprogramme. Nein, bei ihnen kommen Kinder mit dem Denken in Berührung; sie werden, wie es heisst, kognitiv aktiviert. Diese Lehrpersonen organisieren strukturierte Lernprozesse; sie konzentrieren sich auf die Qualität ihres pädagogischen Wirkens – und damit auf ein effizientes individuelles und soziales Lernen ihrer Kinder. Das verlangt viel. Wer seinem Unterricht diesen Fokus zugrunde legt, trägt ganz im Stillen, aber äusserst wirksam zur Chancengleichheit bei.

Lehrermangel: Die Qualität der Schule leidet nicht

Im pädagogischen Handeln prägt vermutlich das Wie jedes Was: Wie ich als Lehrer meinen Schülerinnen und Schülern gegenüber trete und als Pädagogin mit ihnen ins Gespräch komme und mit den Inhalten vertraut mache – wie ich sie ermutige, wie ich sie zu sich selbst führe und damit zum Denken als innerem Dialog zwischen mir und mir selbst. Das alles geschieht in diesem pädagogischen Dreieck. Hier liegt die Qualität des Unterrichts. Das erfordert hohes berufliches Wissen und Können.

Doch davon ist im Moment kaum die Rede. Die verantwortlichen Bildungsfunktionäre schauen weg. Ob die Qualität der Zürcher Schule wegen des Lehrermangels leide, wurde der kantonal-zürcherische Abteilungsleiter Lehrpersonal, Matthias Weisenhorn, gefragt. «Nein!», lautete seine Antwort.¹ Er tut so, als ob alles in Ordnung sei: Hauptsache, die Stellen sind irgendwie besetzt. Dabei unterrichten gegen dreissig Prozent der Lehrerinnen und Lehrer auf einer Stufe oder in einem Fach, ohne dafür ausgebildet zu sein. Doch kaum jemand aus den Bildungsdirektionen will dieses Faktum als das hinstellen, was es ist: eine Notmassnahme, die sich seit Jahren angekündigt hat und der niemand rechtzeitig entgegengetreten ist. Von den Folgen für die Schülerinnen und Schüler ganz zu schweigen!

Warum verharrt die Bildungspolitik in Schockstarre?

Dabei stellen sich viele Fragen: Wird der Notfall zur Normalität? Und was hat das – beim rampo- nierten Lehrerimage – für Konsequenzen auf die gut ausgebildeten Lehrkräfte? Warum benennen die politischen Verantwortungsträger und die Bildungsstäbe die aktuelle Situation nicht deutlicher? Und warum beschönigen die Verantwortlichen und sprechen euphemistisch von «gut qualifizierten Personen ohne anerkanntes Diplom»?

Während Jahren war die Schule eine Baustelle. Reform über Reform. Hunderte von Innovationen? Und der Effekt? Die Wissenschaft kann ihn nicht benennen.² Im Alltag zeigen sich die Folgen der Reformen auch auf Pädagogenseite: Dem akuten Lehrermangel ging die Flucht aus dem Schulzim- mer voraus. Daraus ergibt sich die wohl wichtigste Frage: Warum werden die Zustände in der Schullandschaft nicht kritisch analysiert und daraus gezielt und zügig mutige Reformschritte eingeleitet?

¹ Nils Pfändler: «Keine Bewerbungen. Null». In: NZZ, 04.07.2022, S. 11.

² Martin Beglinger: «Das ist vernichtend». In: NZZ, 31.08.2018, S.53.



«Ohne Lehrer wäre ich ärmer»

«Was ich [...] nötig hatte, das waren Lehrer», schreibt der Schriftsteller Lukas Bärfuss.³ Gut ausgebildete und engagierte. Und die fehlen im Moment zu Hunderten. Sie kehren der Schule den Rücken. Darum darf es keine Rückkehr zum Courant normal geben. Es wäre dringend Zeit für eine umfassende Reform der vielen Reformen. Der Fokus muss im pädagogischen Dreieck liegen. Hier erfolgen die Kernprozesse des Lernens. Diese Kernprozesse steuern und strukturieren verlangt hohes pädagogisches Geschick.

«Ohne Lehrer wäre ich ärmer», ist Bärfuss überzeugt.⁴ Dem ist wohl nichts beizufügen.

Wir müssen diese Tabus brechen

Tages-Anzeiger 20.8.2022, Seite Zwei, Raphaela Birrer

So unattraktiv wie heute war der Lehrberuf noch nie. Deshalb braucht es eine Diskussion über Kleinklassen und Mindestpensen.

Arbeitsbedingungen, Wertschätzung, Tätigkeitsspektrum: Diese Faktoren beeinflussen gemäss organisationspsychologischen Studien entscheidend, wie zufrieden wir mit unserem Job sind. Es ist eine intuitiv naheliegende Erkenntnis - und doch gelingt es vielen öffentlichen und privaten Arbeitgebern nicht, diese fundamentalen Prinzipien umzusetzen.

Das zeigte sich unlängst bei den Pfllegenden, die via Volksentscheid strukturelle Verbesserungen für ihren Berufsstand erkämpften. Und es zeigt sich aktuell bei den Lehrkräften, die zurzeit händeringend gesucht werden. Der Mangel ist in zahlreichen Kantonen derart eklatant, dass vielerorts unterqualifizierte Quereinsteigerinnen oder pensionierte Lehrer rekrutiert wurden. Diese Notfallübungen werfen die Schuldfrage auf - und in der emotionalen Debatte schieben sich Lehrgewerkschaften und Bildungspolitiker gegenseitig die Schuld zu.

Dabei ist die Antwort auf die Frage, wie es so weit kommen konnte, gar nicht so schwierig: Die drei fundamentalen Faktoren für die Arbeitszufriedenheit stimmen im Lehrberuf seit langem nicht mehr. Es war ein schleichender Prozess - aber einer, der fahrlässig herbeigeführt wurde.

Zum Beispiel die Arbeitsbedingungen: Mit politischen Reformen wurde den Schulen in den vergangenen 20 Jahren zwangsweise eine neue Realität übergestülpt. So sind heute Kinder, die einst in Sonder- oder Kleinklassen unterrichtet worden wären, in Regelklassen integriert. Lehrkräfte unterrichten also verhaltensauffällige, lernschwache, beeinträchtigte und fremdsprachige Kinder gleichzeitig - meist ohne ausreichend Ressourcen dafür zu haben. Es fehlen sowohl die finanziellen Mittel als auch die Heilpädagoginnen, um den regulären Schulbetrieb mit individuellen Förderlektionen ausreichend zu entlasten. Technokraten und Theoretikerinnen gingen mit hehrem Ziel ans Werk, die Hauptlast derart heterogener Klassen tragen aber die Lehrerinnen.

Oder die Wertschätzung: Längst vorbei sind die Zeiten, als der Lehrer neben dem Arzt und dem Pfarrer die höchste Autorität im Dorf war. Man muss das nicht bedauern - eine egalitäre Gesellschaft zeichnet sich auch durch flachere Hierarchien aus. Aber der Ansehensverlust der Lehrer ist frappant. Das ärztliche Urteil etwa wird kaum je angezweifelt, das pädagogische hingegen andauernd. Schliesslich waren die Eltern selbst einmal in der Schule, und das Projekt Kind verdient, unabhängig von der effektiven Leistungsfähigkeit, die bestmögliche Zukunft. Für viele Lehrkräfte ist deshalb die intensivere Elternarbeit eine Belastung.

Und schliesslich das Tätigkeitsspektrum: Lehrkräfte empfinden ihre Arbeit, auch das belegen Studien, als hochgradig sinnvoll. Doch das Unterrichten nimmt einen immer kleineren Anteil ein. Administrative Aufgaben dagegen - Abklärungen, Nachweise, Berichte - werden immer umfangreicher. Auch deswegen reduzieren viele ihre Pensen. Nur wenn die Arbeitsbedingungen wieder

³ Lukas Bärfuss: *Stil und Moral. Essays.* München: btb Verlag, 2018, S. 152.

⁴ Ebda, S. 160



besser, die Wertschätzung höher und das Tätigkeitsspektrum fokussierter wird, wird es gelingen, genügend Lehrkräfte im Beruf zu halten. Dafür müssen allerdings Tabus gebrochen werden.

Wir müssen erstens wieder über ein erweitertes Angebot an Kleinklassen reden. Schwierig in die Regelklasse zu integrierende Schüler sollten - je nach Bedarf vorübergehend, teilweise oder längerfristig - wieder häufiger separat gefördert werden. Das Ideal der Integration mag auf dem Papier gut klingen, in der Praxis funktioniert es nicht überall. Die kantonalen Bildungsdirektionen sträuben sich gegen die vermehrte Separierung. Wollen sie diesen Weg aber nicht gehen, müssen sie deutlich mehr Mittel für die integrative Förderung bereitstellen.

Zweitens müssen wir die Diskussion über die Teilzeitarbeit führen. Nur knapp ein Drittel der Lehrkräfte ist Vollzeit beschäftigt. Ein Drittel arbeitet gar weniger als 50 Prozent. Würden alle Pädagogen ihr Pensum um 10 Prozent aufstocken, so die Berechnung von Experten, wäre der Lehrerinnenmangel behoben. Das liesse sich ohne begleitende Entlastungsmassnahmen nicht realisieren. Trotzdem ist der Beschäftigungsgrad entscheidend für die Akzeptanz als Autoritätspersonen.

Zu viele Lehrkräfte unterrichten in einem Kleinstpensum, um daneben ausreichend Zeit für die Familienarbeit oder das Hobby zu haben. Wer die Prioritäten so eindeutig zuungunsten des Schulbetriebs setzt, muss sich nicht wundern, wenn es in der Lehrerrolle an Respekt und Ansehen mangelt. Schulleiterinnen sollten deswegen die Teilzeitarbeit einschränken. Mindestpensum müssten Standard werden - gerade auch, um die Teamkolleginnen mit höheren Pensen zu entlasten.

Denn drittens muss die Situation der Klassenlehrer im Fokus stehen. Sie tragen die Verantwortung in den Schulzimmern. Und müssen umso mehr Administration übernehmen, je mehr Teammitglieder in Niedrigpensen arbeiten. Dafür müssten sie wirkungsvoller entlastet werden, etwa mit einer geringeren Lektionenzahl bei gleichem Lohn. Hier ist die Politik in der Pflicht.

Dogmen wie die Integration oder Niedrigpensen gelten heute als unantastbar. Damit Verbesserungen für den Berufsstand möglich werden, müssen sich aber alle Beteiligten dieser Diskussion stellen.

«Die Schule braucht weniger Lektionen und bessere Lehrer»

NZZ, 19.8.2022, Schweiz, Katarina Fontana

Alain Pichard, Lehrer aus Biel, warnt seit langem vor schädlichen Schulreformen

Als Mutter würde sie sich Sorgen machen, sagte Dagmar Rösler jüngst vor den Medien, als sie über den Lehrermangel an den Schulen klagte. Rösler ist Präsidentin des Lehrerinnen- und Lehrerverbands Schweiz, und ihre Aussage wirkte ähnlich konsternierend wie jene des Chefs der Elektrizitätskommission, der tags zuvor die Bevölkerung aufgerufen hatte, sich für den Winter mit Holz und Kerzen einzudecken.

An Ideen, wie der Misere in den Schulen entgegengewirkt werden kann, fehlt es derzeit nicht: Es brauche eine andere Lehrerausbildung, tiefere Hürden, höhere Hürden, mehr Lohn, mehr Vollzeit-Lehrer, mehr Entlastung, mehr Geld, eine Bildungsoffensive gar. Ähnlich wie bei der Energiekrise stellt sich allerdings auch beim Thema Schule die Frage, ob die Bildungspolitiker, Bürokraten oder Präsidenten von Lehrerverbänden, die nun mit neuen Rezepten daherkommen, die Richtigen sind, um die Probleme zu lösen. Schliesslich waren sie es, die in den letzten Jahren die Bildungspolitik bestimmt, Reformen beschlossen oder zumindest mitgetragen haben.

Klassenlehrer nach der Pension

Auch Alain Pichard hat seine Zweifel. Der Lehrer aus Biel weist seit langem auf Irrläufe in den Klassenzimmern hin und zählt zu den bekanntesten Kritikern der Schulreformen der jüngeren



Vergangenheit: vom Lehrplan 21 über die Abschaffung der Kleinklassen bis zum frühen Fremdsprachenunterricht. Inzwischen ist Pichard auch zum Kantonspolitiker geworden. Dieses Jahr wurde der 67-Jährige für die Grünliberalen in den Berner Grossrat gewählt und sitzt nun in der Bildungskommission. Daneben gibt er weiterhin Schule.

Im Sommer 2021 trat er in den Ruhestand, doch es dauerte nicht lange, bis man ihn für Stellvertretungen anfragte. Schliesslich liess er sich dazu überreden, nochmals voll einzusteigen und eine Klasse zu übernehmen. Pichard unterrichtet nun an einer sogenannten Brennpunktschule – weniger euphemistisch: einer Ghettoschule mit hohem Ausländeranteil –, die von seiner Frau geleitet wird.

Wie beurteilt er die Alarmstimmung rund um den Lehrermangel? «Die Lage ist sicher ernst, vor allem für die Kinder der unterprivilegierten Schichten. Doch wir haben derzeit nur die Wahl zwischen schlechten und noch schlechteren Lösungen. So ist es sicher nicht ideal, wenn sich Schulen mit Hilfspersonen behelfen, die nicht über ein Lehrdiplom verfügen. Unter ihnen gibt es zwar grosse Talente, die einen guten Draht zu den Schülern haben, aber bei den Unterrichtsmethoden hapert es dann oft.»

Handkehrum bilde man so viele Lehrer und Heilpädagogen aus wie noch nie, an Nachwuchs fehle es also nicht. Auch stiegen nicht so viele Lehrer aus dem Job aus, wie oft behauptet werde. «Die Arbeitsbedingungen für Lehrer sind insofern vorteilhaft, als man den Beruf sehr gut mit der Familie, Hobbys oder langen Reisen vereinbaren kann. Und man verdient anständig.» Den Lehrern höhere Löhne zu zahlen, hält Pichard nicht für dringend: «Die Lehrer flüchten heute in Teilzeitarbeit, und bei höheren Löhnen würden noch mehr von ihnen reduziert arbeiten. Kurzfristig liegt der Hebel vor allem darin, dass man sie ermuntert, ihr Pensum zu erhöhen. In Bern liegt die durchschnittliche Anstellung der Lehrkräfte bei 60 Prozent!»

Für Pichard, den Praktiker mit mehr als 40 Jahren Lehrerfahrung, gründen die Hauptprobleme der Schule tief. «Man hat der Schule immer mehr Aufgaben aufgebürdet und sieht nun, dass es so nicht geht. Nach der ersten Pisa-Studie 2001, die zum «Schock» hochstilisiert wurde, entstand eine neue Allianz zwischen Politik, Verwaltung und Wissenschaft. Dort sitzen die Leute, die heute das Sagen haben, und für sie stehen nicht in erster Linie die Bedürfnisse der Schule und der Schüler im Vordergrund, sondern die eigenen Interessen. Es geht um Kontrolle und darum, sich Aufträge zu sichern, als Lehrplanentwickler, Lernberater, Dozent an einer pädagogischen Hochschule oder anderes. Mit Bildung lässt sich sehr viel Geld verdienen.»

Lehrer wehren sich kaum

Da stellt sich die Frage, warum diese «Allianz» offenbar weitgehend freie Hand hat und nicht mehr Widerstand von den Lehrern kommt – schliesslich sind sie es, welche die Reformen dann im Alltag umsetzen müssen. «Die Lehrer sind tendenziell utilitaristisch, und die jüngere Generation ist auch nicht mehr wirklich politisch engagiert», meint Pichard. Man arrangiere sich oder versuche, das System zu unterlaufen, um guten Unterricht geben zu können. – Doch nun regt sich Widerstand, ein klein wenig zumindest. Ausgerechnet der baselstädtische Lehrerverband – laut Pichard der am meisten obrigkeitstgläubige der Schweiz – verlangt mit einer Volksinitiative die Kleinklassen zurück. Der Basler Bildungsdirektor ist gar nicht erfreut über den Vorstoss der Lehrer, und auch Heilpädagogen und Dozenten für inklusive Didaktik wollen am Dogma der Integration festhalten.

Zurück zu den Kleinklassen

Doch für Pichard ist völlig klar, dass es Kleinklassen braucht. «Niemand will zurück zum früheren System, wo man schwierige Kinder allzu schnell in Sonderklassen versorgt hat; wir müssen das Konzept weiterentwickeln. In Biel haben wir Kleinklassen, die in der Schule integriert und eng im Schulleben eingebaut sind. Dort funktioniert auch die Durchlässigkeit. Die Kinder machen mit beim Sport und sind an allen schulischen Anlässen dabei. Das verläuft nicht reibungslos, aber es ist entschieden besser, als alle verhaltensauffälligen oder lernbehinderten Kinder zusammen mit den anderen zu unterrichten.»

Ein weiteres grosses Ärgernis für Pichard ist das Fremdsprachenkonzept, das ebenso ideologisch gefärbt sei wie die integrative Schule. «Jeder fünfte Schüler erfüllt nach neun Schuljahren nicht



einmal die niedrigsten Standards beim Lesen. Für ein Land wie die Schweiz ist das skandalös. Und was tut man? Man führt Frühfranzösisch ein.»

In sechs Kantonen fängt der Frühfranzösisch-Unterricht in der dritten Primarklasse an. Die Ergebnisse sind alles andere als befriedigend, die mit sehr viel Geld erstellten Lehrmittel erwiesen sich als untauglich. Warum ändert man das Konzept nicht, wenn es doch offenkundig nicht funktioniert? «Weil schon zu viel Geld investiert wurde, 100 Millionen Franken sind es gesamthaft – man muss sich das vorstellen!», sagt Pichard. «Jetzt will niemand zugeben, dass man einen Fehler begangen und das Geld in den Sand gesetzt hat. Und so bricht man das Frühfranzösisch nicht ab, was das Beste wäre, sondern fabuliert neu von einem gesamtschweizerischen Sprachenaustausch oder von Immersionsunterricht.»

Kooperationen gefordert

Ginge es nach Alain Pichard, so müsste die Schule dem Motto «Weniger ist mehr» folgen. «Wir müssen zurückfahren mit den vielen Lektionen. Und wir müssen Lehrer hinstellen, die wirklich gut sind. Die Gesellschaft muss sich entscheiden, ob sie die Schule als Lernort oder als Betreuungsort haben will. Da sollte man auch etwas unkonventionell denken. Wenn die Schule Ziele verfolgt, die ausserhalb des Unterrichts liegen, muss sie Kooperationen eingehen. So könnte ich mir vorstellen, dass der Lernunterricht etwas später beginnt, die Schüler aber vor und nach der Schule betreut werden, beispielsweise von Sport- oder Kulturvereinen oder der Jugendarbeit. Für den eigentlichen Lernunterricht könnten wir dann mehr ausgebildete Lehrkräfte einsetzen. Ich denke da auch an Ganztageschulen.»

Pichard will ein Sandkorn im Getriebe der Bildungsbürokratie bleiben, als Lehrer und auch als Politiker. Und er will in seinem reformkritischen «Condorcet-Blog», den er zusammen mit anderen Autoren betreibt, weiterhin den populären Mythen in der Bildungspolitik auf den Grund gehen und fragen: «Stimmt das überhaupt?»

«Kinder brauchen verlässliche Beziehungen»

NZZ, 18.8.2022, Zürich und Region, Dorothee Vögeli

Fast alle Lehrerstellen im Kanton sind besetzt – doch für die Primarlehrerin Fabienne Schnyder bleiben die Grundprobleme ungelöst

Fabienne Schnyder will reden. Über das, was schief läuft an den Schulen. Sie ist seit 23 Jahren Primarlehrerin im Raum Zürich, noch immer mit Herzblut. Und sie coacht Berufseinsteigerinnen und Berufseinsteiger. Selbstbewusst steht die 45-Jährige am Empfang der NZZ, intensiv und konzentriert ist ihr Blick. Was sie zutiefst besorgt: Viele talentierte Junglehrerinnen und Junglehrer werfen nach zwei, drei Jahren oder noch weniger das Handtuch. Ältere Kolleginnen und Kollegen kündigen, weil sie ausgebrannt sind. Schnyder sagt: «Seit Jahren ist absehbar, wohin wir steuern, wenn die Lage an den Schulen nicht aufrichtig analysiert und Massnahmen ergriffen werden.»

Selber von ADHS betroffen

Jammern liegt ihr fern. Und sie weiss, dass sich auch die Lehrkräfte anpassen müssen: «Die Welt verändert sich. Die Schule muss sich bewegen.» Sie macht sich trotzdem Sorgen: «Wechselt ständig das Lehrpersonal, haben die Kinder keine verlässlichen Beziehungen mehr.» Beziehungen sind in ihren Augen die Essenz des Unterrichtens. Vor allem bei den Zappelphilipps, den Träumern und Introvertierten.

Fabienne Schnyder weiss, wovon sie spricht, ist sie doch in mehrfacher Hinsicht gefordert. Sie arbeitet im Vollpensum als Klassenlehrerin. Ihr 11-jähriger Sohn pendelt zwischen ihrem eigenen und dem Haushalt ihrer Ex-Partnerin hin und her. Und: Schnyder hat selbst ADHS, ist also hyperaktiv. Sie kann nicht lange stillsitzen und hat Mühe, sich an Teamsitzungen oder Weiterbildungen zu konzentrieren. Sie weiss deshalb, wie es sich anfühlt, wenn man sich in der Schule nicht auf den



Unterricht fokussieren kann. Für Schnyder zeigen sich gerade am Umgang mit unkonventionellen Kindern die Schwächen des gegenwärtigen Schulsystems.

Aufgewachsen ist sie in einem Dorf im Kanton Schwyz. Die Schule fiel ihr leicht, es blieb ihr viel Zeit für sich. Sie las viel, zeichnete und war oft draussen in der Natur. Weil sie dachte, dass sie ihre Kreativität am besten im Lehrerberuf würde einsetzen können, besuchte sie nach der Kantonsschule das Oberseminar in Rickenbach. Mit 22 Jahren zog sie in die Stadt Zürich. Weil es dort zu wenig Lehrpersonal gab, waren auch Ausserkantonale hochwillkommen. Fabienne Schnyder entschied sich für eine städtische Tagesschule am Zürichberg. «Ich hatte unglaubliches Glück», sagt sie. Der offene und kreative Geist der Pionierschule behagte ihr. Eine erfahrene Lehrerin, deren Haltung ihr entsprach, wurde ihr Vorbild: «Ich schaute ihr ab, wie man unterrichtet und mit Eltern umgeht.»

Schon damals gab es unruhige Kinder und solche, die die Grenzen ausreizen wollten. Fabienne Schnyder hatte keine Mühe damit: Als Kind hatte auch sie Grenzen gesucht. «ADHS-Kinder wollen den Erwachsenen nah sein. Weil so viel los ist in ihrem Kopf, brauchen sie Strukturen und Orientierung», sagt sie. Schon als junge Lehrerin konnte sie deshalb gut mit Trotzreaktionen umgehen. Ihre Strategie: «Gründe ansprechen, aber immer in der Beziehung bleiben. Das heisst, dem Kind die Gewissheit zu geben: «Ich lasse dich nicht fallen.»» Dass sie ADHS hat, wusste sie damals nicht.

2005 trat das neue Volksschulgesetz in Kraft. Seither gibt es keine Kleinklassen mehr für Kinder, die Mühe haben, dem Unterricht zu folgen. «Die integrative Schule ist ein schöner Gedanke», sagt Schnyder. Man habe sie aber eingeführt, ohne genügend Personal zur Verfügung zu stellen. Die Fehlplanung sei nie korrigiert worden. «17 Jahre später stehen viele Klassenlehrerinnen allein im Schulzimmer. Es fehlen Heilpädagoginnen. Es fehlen Fachkräfte für Deutsch als Zweitsprache.»

Damit die integrierte Schule funktioniert, müssen sich ihres Erachtens die Arbeitsbedingungen für die Lehrkräfte grundlegend wandeln. «Wir haben immer weniger Zeit für unsere pädagogische Kernaufgabe», sagt sie. Ständig kämen neue Aufgaben dazu, aber nirgends werde das Lehrpersonal entlastet. Den wachsenden Administrations- und Bürokratisierungswust bezeichnet sie als eine Zumutung: «Das Testen und Evaluieren findet oft nur um seiner selbst willen statt. Alles, was wir tun, müssen wir belegen – unsere Berufssouveränität geht verloren.» 2005 hätten Leute ohne direkten Bezug zur Schule eine beispiellose «Reformkaskade» in Gang gesetzt. Managementmodelle, Schulprogramme, Lehrmittel und Beurteilungsinstrumente seien erst eingeführt – und dann teilweise sehr rasch wieder abgeschafft worden.

Am meisten ärgert sie, dass die Kreativität zur Gestaltung des Schulalltags verlorengegangen sei. «Wir eilen wie Ärzte den ganzen Tag von Termin zu Termin. Aber eigentlich wissen wir, dass wir zu den Kindern eine Vertrauensbeziehung aufbauen müssen. Lernen braucht Raum, um den Stoff vertiefen zu können.» Schnyder fordert eine Vereinfachung der Administration, mehr Handlungsautonomie für die einzelnen Schulen und genügend Ressourcen. «Und vor allem ist es dringend nötig, sich endlich dafür zu interessieren, wie die Lehrpersonen die Lage einschätzen.»

Gutes Gespür für Stimmungen

Sie hat sich in Rage geredet. Ja, ihr Temperament sei vermutlich ein Kennzeichen ihrer «Persönlichkeitsvariante», wie die Hyperaktivitätsstörung ADHS inzwischen genannt wird. Vor fünf Jahren erhielt ihr Sohn die Diagnose. Sie liess sich deshalb ebenfalls untersuchen. Seither weiss sie, dass auch sie ADHS hat. Um ruhig zu werden, meditiert sie regelmässig. Sie wandert oft und treibt Ausdauersport.

Am Verhalten ihrer Schülerinnen und Schüler erkennt sie erste Anzeichen von ADHS – auch wenn diese noch keine Diagnose haben. Die Störung zeigt sich nicht zwingend über die klassischen Zappelphilipp-Symptome. Manche Kinder wirken verträumt, obwohl sie innerlich unruhig sind. «ADHS-Kinder sind meist offener, zugänglicher und unkomplizierter als andere», sagt sie. Gleichzeitig können sie sich im Schulalltag oft schlechter konzentrieren, weil sie alles mitbekommen, was um sie herum geschieht. Es fehlen ihnen die Filter. Laut Schnyder kann diese genetische Einschränkung auch zur Stärke werden, wenn damit umgegangen werden kann. Sie sagt: «Mit der nötigen



Unterstützung sind ADHS-Kinder eine Bereicherung für die Klasse.» Sie sieht trotzdem Grenzen bei der Integration: «In der Regelklasse lassen sich nicht alle Kinder fördern.»

Doch wie schafft sie es, trotz ADHS strukturiert zu unterrichten? Das gelinge ihr erstaunlich gut, sagt Schnyder. Weil sie selber stark auf Strukturen angewiesen sei und diese mehr als andere trainieren müsse. Von aussen erhalte sie stets das Feedback, wie ruhig und respektvoll es in ihrem Klassenzimmer zu- und hergehe. Sie vermutet, dass ihr das gerade wegen des ADHS-Syndroms so gut gelingt. «Ich reagiere stark auf Stimmungen und erkenne schnell, was in der hintersten Bankreihe gerade los ist.»

Eltern sind stets willkommen

Schnyder beobachtet, dass die Primarschülerinnen und -schüler unaufmerksamer und nervöser sind als früher. Sie lesen weniger, der Leistungsdruck hat zugenommen. Er lastet auch auf den Eltern. Diese machen sich vermehrt Sorgen, wenn ihr Kind den Übertritt ins Gymnasium nicht schafft. Manche Lehrpersonen müssen sich wegen einer 5 statt einer 5–6 in Mathematik mit einem Anwalt auseinandersetzen.

Sie selbst hat so etwas noch nie erlebt. Sie bekommt aber den wachsenden Druck an den Elternabenden mit. Auch deshalb ist ihr der Austausch wichtig. «Eltern sind bei mir jederzeit willkommen», sagt sie. «Es muss ihnen aber klar sein, dass ich die Expertin bin und alle Entscheidungen wohlüberlegt treffe.» Wann immer sie wollen, können Eltern ihr beim Unterrichten zuschauen oder sie auf der Schulreise begleiten. Sie ist heute trotzdem mit sehr viel mehr Kritik konfrontiert als früher als unerfahrene Junglehrerin.

Die besten Schulstunden sind für Schnyder jene, in denen sie direkt auf Fragen und Themen eingehen kann, die die Kinder einbringen. Das sei nach wie vor möglich, sagt sie. Wegen des permanenten Rechtfertigungsdrucks sei aber der Handlungsspielraum kleiner geworden. Was am schwersten wiegt: «Das Gefühl, nie fertig zu sein.» Manchmal arbeitet sie bis spät in die Nacht, wenn ihr Sohn schläft. Sie schreibt E-Mails, koordiniert sich mit Kolleginnen, antwortet besorgten Eltern. Am liebsten würde sie aber ihren Schülerinnen und Schülern eine Rückmeldung geben. Deren Hefte bleiben liegen.

Vor einem Jahr hat sie eine vierte Klasse in einer Landgemeinde übernommen. Von den 18 Kindern braucht ein Viertel in den Kernfächern heilpädagogische Unterstützung. Im Vergleich zu anderen Schulen sind die Bedingungen aber gut. «Das hat mit der Schulleiterin zu tun», sagt sie. Sie macht einen super Job und unterstützt uns Lehrpersonen, wo es nur geht.»

Am Montag wird Fabienne Schnyder wieder vor ihrer Schulklasse stehen. Sie freut sich darauf. Wie es den Kindern wohl geht? Was sie in den Sommerferien wohl erlebt haben? Beim Schulstart wird die passionierte Lehrerin in ihrem Element sein – weil sie sich vollumfänglich ihrem Kerngeschäft widmen kann.

Was ist mit unseren Schulen los?

Zeit-Fragen, 23.8.2022, von Dr. Eliane Perret, Heilpädagogin und Psychologin

Akuter Lehrermangel! In den letzten Wochen gab es wohl keine Zeitung, keinen Fernsehkanal und keinen Radiosender, der das nicht zum Thema machte. Doch ist es nicht so, dass unsere Schulen schon in den letzten Jahren vor demselben Problem standen? Dass in Schulhäusern reihenweise Lehrer kündigten, krank wurden oder in andere Berufszweige wechselten und man sich mit Notlösungen begnügen musste? Alles auf dem Buckel unserer Kinder und Jugendlichen, die nur eine einzige Schulzeit haben. Auch jetzt wieder! Was läuft seit Jahren schief? Welches sind die tieferliegenden Gründe dieses Missstandes? Sich dieser Frage zu stellen, ist unausweichlich und darf nicht weiter verweigert werden.

Leo hat schon vor einem halben Jahr seinen neuen Schulrucksack erhalten. Er beginnt nun mit der ersten Klasse. «Ja, er freut sich, aber eigentlich war schon der Kindergarten fast wie Schule,



Arbeitsblätter ausfüllen, Zahlen und Buchstaben schreiben. Leo wurde von seiner Kindergärtnerin beobachtet und mit Kreuzchenlisten beurteilt», denkt die Mutter bedauernd, «das gemeinsame Spielen und Basteln fehlte ihm. Aber nun beginnt für ihn eine neue Zeit.» Doch sie weiss, Leo kann nur schwer länger an einer Sache verweilen. «Ob dann die Lehrerin auch wieder an sie herantragen wird, dass man das abklären müsse?» überlegt sie. Das war schon im Kindergarten Gesprächsthema. «Wären wir doch im Kanton Tessin, dort kommen sie offenbar besser zurecht mit quirligen Kindern.» Ihr Mann hatte nämlich vor einigen Jahren in der Zeitung gelesen, dass dort bei weniger Kindern ein mögliches ADHS abgeklärt und Ritalin verschrieben werde. «Zum Glück hat die Schulleitung ihres Erstklässlers in den Ferien noch einen Lehrer gefunden, also eigentlich keinen «richtigen» Lehrer, sondern jemanden, der sich nach einer sehr, sehr kurzen Ausbildungszeit an der Pädagogischen Hochschule nun in der Schule versucht», sinniert sie weiter. Der andere Sohn wird in der Mittelstufe eine junge Lehrerin haben, die ihre Ausbildung unterbricht, um erste Erfahrungen im Unterrichten zu sammeln. «Hoffentlich gehört sie wenigstens nicht zu denjenigen, die schon nach kurzer Zeit wieder aufhören, weil sie nicht zurechtkommen», überlegt die Mutter. Das war bei der Ältesten in der Oberstufe so. Dort lösten sich Lehrer ab, die nur kurz in der zunehmend verwahrlosten Klasse blieben, so dass sie schliesslich in der Familie all ihr Geld zusammenlegten, um ihre Tochter in eine Privatschule zu schicken. Eigentlich fanden sie das nicht richtig, denn die Volksschule ist ja fürs «Volk» und wird von dessen Steuern finanziert. Aber nun versucht Leos Mutter ihre Sorgen zur Seite zu schieben und den neuen Herausforderungen mit Zuversicht entgegenzuschauen.

Leos Mutter ist nicht allein

Nur ist Leos Mutter mit ihren Sorgen nicht alleine. In den letzten Wochen häuften sich die Meldungen über einen eklatanten Mangel an Lehrkräften in der Volksschule. Man wagte sogar, von einer «Bildungsmisere» zu sprechen. Die Lösungsansätze reichten von einer Vergrösserung der Schulklassen über eine verpflichtende Erhöhung des Stundenpensums der Lehrpersonen hin zu erleichterten oder im Gegenteil auch erschwerten Anforderungen für den Zugang zur Ausbildung. Schliesslich kamen «befreiende» Mitteilungen der kantonalen Bildungsdirektionen, dass das Problem fast überall gelöst sei. Man erfuhr aber nicht genauer wie, ausser dass einige Klassen nun Lehrer ohne Ausbildung (dafür mit Lebens- und Berufserfahrung) hätten oder auch Studenten der Pädagogischen Hochschulen, die ihr Studium unterbrechen, um zu unterrichten (was übrigens schon bisher geschah).

Nicht Zuckerguss, sondern eine ehrliche Analyse

Wäre nun nicht der Zeitpunkt, grundsätzlicher zu überlegen, was eigentlich in unserem Bildungswesen schief läuft? Denn der Mangel an Lehrkräften, die hohe Fluktuation in den Schulhäusern, fach- oder stufenfremdes Unterrichten und Burnouts sind ein Problem, unter dem unsere Schulen schon seit einigen Jahren leiden – und das stets schöngeredet wird. Eine ehrliche, unabhängige Ursachenforschung wäre angesagt, denn auch der «Patient Schule» hat das Recht auf eine sorgfältige Diagnose und fachlich korrekte «Therapie». Nur so können Massnahmen ergriffen werden, die tatsächlich wirken. Denn mit Zuckerguss arbeitet ein Confiseur, er gehört nicht in die Hände von Bildungsverantwortlichen!

Eine lange Fehlentwicklung

Die Analyse des aktuellen Zustands unserer Volksschule¹ braucht allerdings den Blick auf die Vorgänge in unserer Volksschule über mindestens die letzten drei Jahrzehnte. Vielen ist kaum bekannt, dass dort die Wurzeln der heutigen Misere liegen. Wer die Entwicklungen in unserem Bildungssystem verfolgt hat, weiss um den Tornado, der in dieser Zeit über die Schulen hinweggefegt ist. Zuvor war den Schweizer Schulen im internationalen Vergleich stets eine sehr hohe Qualität attestiert worden. Die Schere zwischen leistungsstarken und schwächeren Kindern sei klein

¹ Ich beziehe mich im folgenden schwerpunktmässig auf die Schulen im Kanton Zürich, wobei die Entwicklung in den anderen Kantonen ähnlich verlaufen ist.



und die Schule gut im demokratischen System unseres Landes verankert – wie es eben für eine Volksschule üblich sein sollte! Das änderte sich Mitte der neunziger Jahre, als die OECD auf Druck der USA die Unesco aus deren Führungsaufgabe drängte. Massgebend war dabei die Drohung der USA, sonst aus dieser internationalen Organisation auszutreten, so wie sie 1984 aus der Unesco ausgetreten waren, als diese ihren damaligen Forderungen nicht nachgegeben hatte.² Die OECD wehrte sich zuerst dagegen, gab dann aber dem Druck nach und arbeitete die Indikatoren aus, mit denen Bildungssysteme international verglichen werden sollten. Sie ernannte sich damit zum alleinigen Schiedsrichter für die Beurteilung nationaler Bildungssysteme. Dazu konzipierte sie die Pisa-Tests, welche während fünf Jahren von etwa 300 internationalen Wissenschaftlern vorbereitet wurden. Entsprechend hatten sie keinerlei Zusammenhang mit der europäischen Bildungstradition und den nationalen Bildungskonzepten und Lehrplänen, sondern standen auf der Grundlage des sprichwörtlich schlechten anglo-amerikanischen Bildungssystems. Trotz des damit verbundenen Theorie- und Kulturbruchs gegenüber der europäischen Bildungstradition segneten die OECD-Länder – auch die Schweiz – das Pisa-Konzept ab und etablierten damit (nicht zuletzt bedingt durch einsetzende Peer pressure) die Vormachtstellung der Wirtschaftsorganisation im Bildungsbereich.³

Schockstrategie als Katalysator

In der Schweiz war man von den unerwartet schlechten Resultaten des ersten Pisa-Tests schockiert. Das wirkte als Katalysator für eine Reformkaskade, mit denen unser Volksschulsystem stetig aus seinen demokratischen Strukturen, die offensichtlich «störten», herausgelöst wurde. Das ging so leicht, dass man sich in einer der wenigen unabhängigen Studien wunderte, wie locker diese grundlegenden Reformen in der Schweiz vonstatten gingen und dass nicht einmal die Kantone als wichtigste Veto-Player den erwarteten Widerstand leisteten.⁴ Seither ist unser Bildungssystem geprägt von einem international gleichschaltenden Rankingfetischismus, was absolut nicht nötig gewesen wäre, denn die Qualität unserer Schulen war hervorragend.

Schulen und Universitäten als kundenorientierte Dienstleistungsunternehmen

NPM, diese drei Buchstaben stehen für New Public Management, zu deutsch Reform der öffentlichen Verwaltung.⁵ Es ist das Werkzeug neoliberaler Regierungen, mit dem öffentliche Ausgaben möglichst reduziert und aus dem Staat ein kundenorientiertes Dienstleistungsunternehmen gemacht werden soll. Damit wurde die Umgestaltung unseres demokratisch organisierten und kontrollierten Bildungswesen zu einem aus der Privatwirtschaft übernommenen betriebswirtschaftlich gemanagten Schulbetrieb in Angriff genommen. Fortan ging es um Sparprogramme, Effizienz und Effektivität. Im Kanton Zürich ist damit der Name des damaligen Regierungsrats Ernst Buschor und seiner Führungsmannschaft verbunden. Ehemals Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Hochschule St. Gallen HSG, war er ein vehementer Verfechter des NPM. Er übernahm 1995 die Leitung des Zürcher Erziehungsdepartements unter der Bedingung, es mit diesen Methoden umgestalten zu können (wie er es zuvor im Gesundheitswesen bewerkstelligt hatte). Vielsagend versprach er in einem Artikel im «Tages-Anzeiger» vom 11. November 1995, «das Zürcherische Schulsystem vom hohen pädagogischen Ross herunterzunehmen und zu einem Dienstleistungsunternehmen umzuformen». Er leitete einen Reformsturm ein – beginnend bei der Universität, die

² 1984 traten die USA, Grossbritannien und Singapur aus der *Unesco* aus, nachdem diese eine Resolution verabschiedet hatte, mit der die Abhängigkeit von den vier grossen Nachrichtenorganisationen AP, UPI, AFP und *Reuters* vermindert werden sollte.

³ vgl. Langer, Roman. «Warum haben die Pisa gemacht?» In: ders. (2008). «*Warum tun die das?*» *Governanceanalysen zum Steuerungshandeln in der Schulentwicklung*. Wiesbaden: vs Verlag für Sozialwissenschaften; auch: Martens, Kerstin/ Wolf, Klaus-Dieter. «Paradoxien der Neuen Staatsräson». In: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen*, 13. Jg. (2006) Heft 2, S. 145–176. zitiert nach: Buchser, Sandra. «Ein Kick gegen Schrott». In: *Zeit-Fragen* Nr. 25 vom 11.6.2012

⁴ Bieber, T. (2010). *Sanfte Steuerungsmechanismen in der Bildungspolitik. Die PISA-Studie und der Bologna Prozess in der Schweiz*. Universität Bremen: TranState Working Papers No. 117. Sfb597

⁵ vgl. Bonfranchi, Riccardo/Perret, Eliane. *Heilpädagogik im Dialog. Praktische Erfahrungen, theoretische Grundlagen und aktuelle Diskurse*. Bielefeld: Athena-Verlag, 2021, S. 141ff.



ab 1999 ins Bologna-System übergeführt wurde; die Mittelschulen erhielten eine neue Maturitätsverordnung, und auch die damals neuen Fachhochschulen wurden von Beginn an nach NPM-Kriterien geführt. Immer begründet mit Finanzknappheit und entsprechendem Spardruck.

[Mehr...](#)

330 Lehrkräfte ohne Diplom kommen zum Einsatz

Tages-Anzeiger, 18.8.2022, Zürich, Pascal Unternährer

Schulbeginn im Kanton Zürich • An der Volksschule sind kurz vor Ferienende fast alle Stellen besetzt. Der Lehrerverband warnt trotzdem.

Steigende Schülerzahlen, viele Pensionierungen in der Lehrerschaft, etliche Berufsaussteigerinnen: Die personellen Voraussetzungen vor dem neuen Schuljahr 2022/23 waren so schwierig wie vielleicht noch nie. Tatsächlich waren Anfang April nahezu 1000 Lehrerstellen unbesetzt, Ende Juni waren es immer noch 450. Zudem sorgte die oberste Schweizer Lehrerin Dagmar Rösler mit einer Aussage für Verunsicherung bei den Eltern. «Als Mutter würde ich mir Sorgen machen», sagte sie letzte Woche zu dieser Zeitung. Sie zielte damit auf die Notmassnahme, Personen ohne Lehrdiplom anzustellen.

Nun zeigt sich, dass sich die Bemühungen der Bildungsbehörden, insbesondere der Schulleiterinnen und Schulleiter, bezahlt gemacht haben. Im Kanton Zürich sind knapp eine Woche vor Schulbeginn noch sechs Lehrerstellen offen, wie die Bildungsdirektion mitgeteilt hat.

Anstellung der Studierenden auf ein Jahr befristet

Vor den Klassen werden rund 18'000 Unterrichtende stehen. Unter ihnen sind Wiedereinsteiger, pensionierte Lehrerinnen und Studierende der Pädagogischen Hochschule (PHZH), die ihr Studium unterbrochen haben. Auch erhöhte Lehrkräfte ihre Pensen, in Einzelfällen wurden Kinder auf andere Klassen verteilt, um den Lehrermangel aufzufangen. Von den 18'000 Lehrpersonen besitzen 330 kein Lehrdiplom, also jede 54. Person vor den Schulklassen. Diese arbeiten im Durchschnitt mit einem Pensum von 45 Prozent, ihre Anstellung ist auf ein Jahr befristet.

Die Unterrichtenden ohne Diplom werden von der PHZH unterstützt, knapp 200 von ihnen haben in den Sommerferien eine «Kompaktwoche», um das pädagogische und organisatorische Basiswissen zu erlangen.

Der Kanton möchte diese Lehrpersonen ohne Diplom behalten, weshalb er ihnen längerfristige Perspektiven bieten will. Konkreter: Sie sollen mittels erleichterten Zugangs zur Lehrerausbildung an der PHZH ein Lehrdiplom anpeilen. Die genauen Modalitäten würden bis Ende Jahr ausgearbeitet, schreibt die Bildungsdirektion.

Insgesamt wird sich die Rekordzahl von 157'500 Schülerinnen und Schülern in den Klassenzimmern der Zürcher Volksschule einfinden (also ohne Gymnasium oder Berufsschule). 15'300 von ihnen stehen vor dem grossen Tag und treten in den Kindergarten ein. Aufgefangen wurden die Rekordzahlen, indem 134 neue Klassen gebildet wurden. Der Anstieg der Zahlen sei teilweise auf die Aufnahme von Geflüchteten aus der Ukraine zurückzuführen, heisst es in der Mitteilung.

Der Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband (ZLV) reagierte zwiespältig auf die positiven Nachrichten aus der Bildungsdirektion. Er anerkennt, dass Notmassnahmen nötig waren, um die Stellen zu besetzen. Doch töne die Zahl von 330 Unterrichtenden ohne Diplom nach weniger, als es sei. Letztlich seien 7500 Schülerinnen und Schüler und deren Eltern betroffen.

Motion im Kantonsrat eingereicht

Zudem wirkten die Massnahmen nur kurzfristig, kritisiert der ZLV in einer Mitteilung. Bis November liefen die Probezeiten, auch würden im Herbst zahlreiche Vikariate auslaufen. Bereits nächstes Jahr würden sich dieselben Probleme erneut stellen, mutmasst der ZLV. Der Lehrpersonenmangel



werde gar «mindestens so gravierend» sein wie dieses Jahr. Grund sind die verstärkte Pensionierungswelle der Babyboomer-Lehrkräfte und weiterhin die schlechten Arbeitsbedingungen.

Die Lehrpersonen seien zeitlich massiv überlastet und arbeiteten acht Wochen Überzeit im Jahr, schreibt der Verband. Viele reduzierten deshalb ihre Pensen oder stiegen ganz aus dem Beruf aus. Sie müssten also entlastet werden.

Deshalb setzt der ZLV auf eine von den vier Parteien GLP, Grüne, EVP und SP eingereichte Motion im Kantonsrat. Sie verlangt, die Klassenlehrpersonen zu stärken, indem ihnen mehr Zeit für ihre Funktion zugestanden wird.

«Ist es wirklich in Ordnung, dass ich unterrichte?»

Sonntagszeitung, 20.8.2022, Alexandra Aregger

Zum Schulstart unterrichten viele Lehrerinnen und Lehrer ohne Diplom oder gar ganz ohne Ausbildung. Nach der ersten Woche erzählen zwei von ihnen, welche Erfahrungen sie machten.

Als Nina Fankhauser die Realschule abschliesst, sagt ihr Klassenlehrer etwas, mit dem sie nie gerechnet hätte: «Nina, du wirst einmal genau hier stehen.» Die Bernerin, die soeben einen KV-Lehrvertrag unterschrieben hat, denkt: «Der spinnt doch.»

Der Lehrer behält recht: Neun Jahre später schreibt Fankhauser vor einer Schulklasse ihren Namen auf die Tafel. Die 24-Jährige unterrichtet seit dieser Woche an der Schule Ranflüh im bernischen Lützelflüh. Sie hat keine Ausbildung als Lehrerin und studiert auch nicht an der Pädagogischen Hochschule. Trotzdem unterrichtet sie jetzt Schülerinnen und Schüler von der ersten bis zur neunten Klasse.

Fankhauser studierte nach dem KV Sozialpädagogik. Doch im Hinterkopf wuchs bereits die Idee, Lehrerin zu werden. Als im Frühling dieses Jahres in Lützelflüh eine Stelle ausgeschrieben war, ergriff sie die Chance und bewarb sich. «Ich bin sehr kommunikativ, kann gut auf Kinder und Jugendliche zugehen, und es macht mir Freude, einen Lebensabschnitt von ihnen mitzugestalten», sagt sie.

Skepsis führt zu noch mehr Druck

Fankhauser unterrichtet diverse Fächer: Musik, Sport, Medien und Informatik, textiles und bildnerisches Gestalten, sogar einige Lektionen in Integrativer Förderung (IF). Speziell auf die Stelle vorbereiten, etwa mit einem Intensivkurs, wie er in Zürich angeboten wurde, konnte sie sich nicht. «Die Lehrerkollegen haben mir zur Vorbereitung viele nützliche Unterlagen geschickt, und ich habe mich, so gut es geht, in den Lehrplan 21 eingelesen.»

Natürlich sei sie vor dem ersten Schultag nervös gewesen. «Aber die Kinder haben mich sofort als «Frau Fankhauser» akzeptiert. Auch von den Eltern und anderen Lehrpersonen kommt bislang nur Positives zurück, das freut mich sehr», sagt sie.

Doch die Skepsis vieler Bildungsexperten und die Debatte in den sozialen Medien gehen nicht spurlos an ihr vorbei. «Kritiker sagen, es dürfe nun wahllos jede und jeder unterrichten und die Bildungsqualität leide. Auch wenn ich das nicht so empfinde, verunsichert es mich und es kommen Fragen hoch wie: Ist es wirklich in Ordnung, dass ich unterrichte?»

In Bern jede 12., in Zürich jede 54. Lehrperson ohne Diplom

Infos ausblenden

Wegen des akuten Lehrermangels wurden Hunderte Laien und Studierende eingestellt. Eine schweizweite Übersicht gibt es nicht, lediglich erste kantonale Zahlen. In Schaffhausen und Glarus besitzt über alle Stufen gesehen jede 20. Lehrperson kein stufengerechtes oder gar kein Diplom. Auch in Luzern rechnet das Volksschulamt (basierend auf letztjährigen Zahlen) mit jeder 20. Lehrperson auf Primar- und Kindergartenstufe, die ohne anrechenbares Diplom unterrichtet. Auf Sekundarstufe ist es hingegen jede 4. Lehrperson.

In Zürich, wo in diesem Schuljahr erstmals Lehrerinnen und Lehrer ohne Diplom eingestellt werden dürfen, ist es effektiv jede 54. Lehrperson. In Bern ist der Anteil mit jeder zwölften Lehrperson ohne anrechenbares Diplom vergleichsweise hoch. (aa)



«Das ist es», sagt Christoph Scheidegger, der als Gesamtschulleiter der Gemeinde Lützelflüh neben Fankhauser schon einige Laien und PH-Studierende eingestellt hat. «Ich finde es spannend, solche Leute im Team zu haben, das befruchtet die Arbeit aller.»

Bei Krankheit springt auch mal der Schulleiter ein

Nicht jeder Bewerber kriege einfach so einen Lehrertjob, rechtfertigt Scheidegger. «Wir betrachten immer das Gesamtdossier: Wie ist die Person ausgebildet, und welche ausserschulischen Erfahrungen mit Kindern hat er oder sie gesammelt, beispielsweise in der Pfadi?»

Bislang konnte Gesamtschulleiter Scheidegger stets alle Stellen an allen fünf Standorten der Schule besetzen. Bauchschmerzen bereiten ihm eher kurzfristige Ausfälle, etwa wegen Krankheit. «Früher hatte ich einen Pool an PH-Studierenden, die ich für eine Stellvertretung holen konnte. Heute sind praktisch alle schon fest angestellt. Während Corona bin sogar ich mehrmals eingesprungen.»

Komme es im Winter wieder zu Ausfällen, «müssen wir wohl oder übel Lektionen ausfallen lassen».

Damit das nicht geschieht, dafür will auch Svenja Wüthrich sorgen, die neben dem PH-Studium in einem 85-Prozent-Pensum in Lützelflüh arbeitet. Die angehende Sekundarlehrerin ist im 9. Semester und bewarb sich ursprünglich nur für eine Stellvertretung. Danach wurde sie fest angestellt – als Klassenlehrerin auf der 5./6. Stufe.

«Der Einstieg war ziemlich happig, aber in diesem Beruf wird man anfangs sowieso ins kalte Wasser geworfen», sagt die 22-Jährige. «Mittlerweile muss ich sagen: Ich fühle mich nicht weniger kompetent, nur weil ich noch kein Diplom in den Fingern habe.» Alle PH-Studenten in ihrem Jahrgang hätten eine Festanstellung.

Auf einer anderen Stufe zu unterrichten, fordert Wüthrich dennoch sehr heraus. «Die Schülerinnen und Schüler in der Primarstufe haben vor allem eine ganz andere Beziehung zu mir als Lehrerin als jene in der Oberstufe. Die finden es weniger cool, von der Lehrerin gemocht zu werden, und müssen anders angepackt werden.» Und während Wüthrich auf Sekundarstufe lediglich vier spezifische Fächer studiert, muss sie hier als Klassenlehrerin nun einige mehr unterrichten. «Ich muss mich also in gewisse Themen viel mehr einlesen. Aber wenn man als Lehrperson bereit ist, diesen Aufwand zu betreiben, ist es gut machbar.»

Die Bernerin ist froh um ihre pädagogisch-didaktische Ausbildung, beispielsweise, wenn es um das Führen einer Klasse geht. «Wie fördere ich den Zusammenhalt unter den Schülern, oder wie löse ich Probleme? Über solche Themen tauschen wir uns im Studium intensiv aus, und ich glaube, das fällt uns dank der Ausbildung einfacher.»

Obwohl Wüthrich schon frühzeitig fest angestellt wurde, sei ein Abbruch des Studiums kein Thema. «Klar habe ich mich schon gefragt: Wozu das lange Studium?», sagt sie. «Aber wenn der Lehrermangel irgendwann abflacht, und das hoffe ich schwer, dann haben jene mit Diplom sicher einen Vorteil.»

Teure Forderungen für die Rettung der Schule

Tages-Anzeiger, 23.8.2022, Zürich, Daniel Schneebeili

Lehrermangel • Die SP will die Lehrpersonen besserstellen und reicht gleich sechs Vorstösse ein. Die Mehrkosten wären in Millionenhöhe.

Gestern, am ersten Schultag nach den Sommerferien, sind zwar alle Kinder von einer Lehrperson empfangen worden. Doch über 300 von ihnen haben die geforderte Ausbildung nicht. Der Personalmarkt ist ausgetrocknet, der Lehrermangel so massiv wie seit Jahrzehnten nicht mehr.

Nun haben die Sozialdemokraten im Kantonsrat pünktlich zum Schulstart ein Paket von sechs Vorstössen ausgearbeitet, die das Problem lösen sollen. Hauptstossrichtung: die Arbeitsbedingungen der Lehrpersonen verbessern. «Lehrerinnen ohne Diplom dürfen auf keinen Fall zur Dauerlösung werden», sagt Carmen Marty Fässler (Adliswil).



Zwei Vorstösse hat die SP gestern bereits eingereicht. Zum einen verlangt sie eine bessere Altersentlastung von Lehrpersonen über 50. Zum anderen sollen die Lehrpersonen pro Unterrichtsstunde mehr Arbeitszeit erhalten.

Konkret hätten die Lehrerinnen im Jahr vier Stunden mehr Zeit zur Verfügung, um eine Unterrichtslektion vor- und nachzubereiten.

In der Pipeline haben die Sozialdemokraten noch vier weitere Vorstösse: Entlastung der Lehrerinnen durch die Schulverwaltung, höhere Pensen für die Schulleitungen, Kampagnen für Wiedereinsteigerinnen und mehr Flexibilität bei der Bildung von Schulklassen.

Das Vorstosspaket hätte Mehrkosten in unbekannter Millionenhöhe zur Folge, dessen ist sich Marty bewusst, aber: «Wir können den Lehrerinnen und Lehrern bei gleichbleibenden Ressourcen nicht immer mehr Aufgaben aufbürden.»

Die Erhöhung der Pensen, was kurzfristig gegen den Lehrermangel am meisten helfen würde, hat für die SP keine Priorität. Mittelfristig werde das sogar kontraproduktiv sein, weil die Lehrkräfte wohl noch mehr belastet und noch früher aus dem Beruf aussteigen würden. Das Gegenteil müsse das Ziel sein, sagt Marty.

Meinungen sind geteilt

Im Kantonsrat sind die Meinungen zu den SP-Vorstössen geteilt. Grüne, AL und EVP werden mehrheitlich hinter den Vorstössen stehen. Die Grünliberalen, die für eine Mehrheit entscheidend sein dürften, wollen noch über die Ideen der SP diskutieren, wie Kantonsrat Christoph Ziegler sagt.

Der Sekundarlehrer aus Elgg hat persönlich einige Sympathien dafür: «Es muss mehr Lehrerinnen und Lehrer geben, die nicht nur halb, sondern voll auf ihren Beruf setzen.» Ob dies seine Kolleginnen und Kollegen in der GLP-Fraktion gleich sehen, weiss er nicht. Die Erhöhung des Lektionenfaktors werde «schon brutal teuer».

FDP-Bildungspolitiker Marc Bourgeois ist mit der SP nur in einem Punkt einig: «Die SP-Analyse des Problems stimmt.» Die Lehrpersonen seien neben dem Unterricht zu sehr belastet, aber: «Mehr Geld ins System zu pumpen, ist nur Symptombekämpfung und eine Kapitulation vor der Schulbürokratie.»

Mehr Zeit fürs Unterrichten

Es gehe darum, in den Schulen gewisse Weiterbildungen und Zwangssitzungen zu hinterfragen und zu streichen, damit den Lehrpersonen mehr Zeit fürs Unterrichten bleibe. Wenn die SP den Schulleitungen mehr Ressourcen geben wolle, bekämpfe sie nicht den Lehrermangel, sondern tue das Gegenteil.

Matthias Hauser, SVP-Bildungspolitiker und Sekundarlehrer aus Hüntwangen, sieht das ähnlich. Die Lehrpersonen seien von «administrativem Kram» zu entlasten.

Zudem müsse die Ausbildung der Lehrpersonen breiter werden. Heute hat ein frisch aus-gebildeter Sekundarlehrer die Lehrbefähigung in vier Schul-fächern. Das ist für Hauser zu wenig.

Im Kantonsrat sind neben den SP-Vorstössen noch diverse weitere Forderungen zur Bekämpfung des Lehrermangels hängig, unter anderem von Ziegler und Bourgeois. Ziegler will den Klassenlehrpersonen für ihren Spezialaufwand 200 statt nur 100 Arbeitsstunden gutschreiben. Bourgeois verlangt unter anderem ein Bonussystem für Lehrpersonen, die ihr Pensum massgeblich erhöhen wollen.



«Der Lohn ist nicht das Problem»

NZZ 22.8.2022, Zürich und Region, Interview mit Giorgio Scherrer und Daniel Fritzsche

Die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner (Mitte) verspricht bessere Arbeitsbedingungen für Lehrerinnen und Lehrer. Die integrative Förderung um jeden Preis will sie nicht mehr, wie sie im Interview mit Giorgio Scherrer und Daniel Fritzsche sagt

Silvia Steiner, erinnern Sie sich an Ihren ersten Schultag?

Ich war nervös, habe die ganze Nacht nicht geschlafen und wurde dann von meiner Mutter zur Schule begleitet. Und ich weiss noch, dass meine Lehrerin mir damals uralt vorkam – dabei war sie erst um die 30.

Sie hatten damals eine voll ausgebildete Lehrerin – heute stehen in Zürcher Klassenzimmern auch solche ohne Diplom, wegen des Lehrermangels. Die oberste Schweizer Lehrerin sagt dazu: «Wenn ich als Mutter erfahren würde, dass meine Tochter zu einer Lehrperson ohne Ausbildung kommt, könnte ich nicht mehr gut schlafen.» Schlafen Sie gut?

Das tue ich. (Lacht.) Dass jetzt auch im Kanton Zürich Leute ohne Diplom unterrichten dürfen, sehe ich als Chance. Es werden ja nur Leute eingestellt, die auch ein pädagogisches Flair haben. Für mich war zudem Bedingung, dass wir diese Personen mit Einführungskursen und Coachings unterstützen. Vielleicht können wir sie nach einem Jahr definitiv für den Schuldienst gewinnen – und dazu motivieren, die Ausbildung nachzuholen. Man kann natürlich immer schimpfen, aber das bringt uns nicht weiter.

Leidet denn nicht die Qualität, wenn unausgebildete Lehrer vor der Klasse stehen?

Nein. Trotz verschärftem Lehrermangel: Wir haben ein sehr krisenresistentes und stabiles Schulsystem. Wir sprechen von 330 Personen ohne Diplom bei insgesamt fast 18 000 Lehrpersonen. Und die bringen andere Fähigkeiten mit. Andere Kantone machen das auch schon. Zürich ist ohnehin extrem streng, wenn es darum geht, wen wir zum Schuldienst zulassen. Ausserdem: Keine Schule wird jemanden anstellen, der ihr am Ende mehr Arbeit macht als abnimmt.

Der Zürcher Lehrerverband sieht das anders. Er schreibt: «Bereits nächstes Jahr wird sich das gleiche Problem wieder stellen, wenn die Politik nicht endlich die Belastung der Lehrpersonen reduziert.» Tun Sie zu wenig?

Nein. Wir sind seit Jahren dran: Wir haben einen Quereinsteiger-Lehrgang geschaffen, die Löhne im Kindergarten angehoben, die PH ausgebaut und ein Projekt zur Entlastung der Lehrpersonen von administrativen Aufgaben gestartet.

Trotzdem bleibt der Lehrermangel gross, dieses Jahr war er gar noch grösser als in den Vorjahren. Warum zeigen Ihre Massnahmen keine Wirkung?

Das tun sie sehr wohl: Wir fangen praktisch das ganze jährliche Wachstum von jeweils 100 bis 150 zusätzlichen Klassen damit auf. Wir stehen vor einer grossen demografischen Herausforderung. Und wir wollen ja auch nicht die umgekehrte Situation mit zahlreichen arbeitslosen Lehrern. Ausserdem haben wir im Moment generell einen Arbeitskräftemangel.

Manche sagen, es brauche noch höhere Löhne für Lehrpersonen, um den Mangel zu beheben. Ihre Haltung?

Zürich ist bei den Löhnen heute schon schweizweit Spitzenreiterin. Der Lohn ist nicht das Problem: Wer gerne Schule gibt, gibt gerne Schule. Wichtig sind vielmehr bessere Arbeitsbedingungen.

Dort besteht die Forderung nach mehr Unterstützung in den Klassenzimmern – durch mehr Personal, mehr Klassenassistenten zum Beispiel.

Da gibt es dann wieder die andere Gruppe, die sagt: Zu viele Leute im Klassenzimmer verursachen Unruhe. Neben der Lehrperson sind ja dann noch die Heilpädagogin, die Klassenassistentin und die Deutsch-als-Zweitsprache-Lehrerin da.

Auch wieder Fachpersonen, die man als Schule irgendwo finden muss.

Genau. Gerade bei der Sonderpädagogik sehe ich aber schon Möglichkeiten, wie man die Lehrer entlasten könnte. Wenn es um Kinder geht, die ernsthafte Probleme haben, die verhaltensauffällig



sind und eine Schulklasse durcheinanderbringen, braucht es für die Schulen bessere Instrumente, um die Lage kurzfristig zu beruhigen. Zum Beispiel Lerninseln, bei denen man sagen kann: Dieses Kind ist im Moment so irritierend unterwegs, dass wir es vorübergehend aus der Klasse nehmen.

Sie wollen die unbedingte Integration in Regelklassen teils rückgängig machen?

Was ich ernsthaft bekämpfen würde, ist eine Rückkehr in die 1970er, als man sagte: Du bist ein Sonderschüler, dir drücken wir jetzt für immer diesen Stempel auf die Stirn. Wir dürfen den Fortschritt der Integration nicht leichtfertig rückgängig machen. Aber wir müssen anerkennen, dass sie auch eine Belastung für die Lehrpersonen bedeutet.

In Umfragen sagt über die Hälfte der Lehrerschaft: Die integrative Schulung ist ein Mehraufwand.

Wenn es eine jüngere Entwicklung im Schulwesen gibt, die man als Revolution bezeichnen kann, dann ist es die Bewegung hin zur individuellen Beschulung der Kinder. Aber die bedeutet klar mehr Aufwand. Auch deshalb überarbeiten wir den neuen Berufsauftrag für Lehrpersonen.

Warum schreiben Sie den Lehrpersonen nicht einfach ein höheres Mindestpensum vor, wie das etwa der Kanton Genf mit 50 Prozent erfolgreich tut?

Im Kanton Zürich gilt bereits ein Mindestpensum von 35 Prozent. Die Gemeinden wissen am besten, welche Art von Pensen sie brauchen – ich will ihnen das nicht vorschreiben. Ausserdem sind tiefe Pensen auch eine Möglichkeit für Frauen, die Zeit mit kleinen Kindern zu überbrücken. So bleiben sie dem Beruf erhalten.

Das Studium an der pädagogischen Hochschule (PH) wird als praxisfern und akademisiert kritisiert. Eine weitere Baustelle?

Der Praxisanteil liegt bei 30 Prozent, damit sind wir am oberen Ende der Empfehlung der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren. Ich möchte ausserdem, dass vermehrt in Blöcken unterrichtet wird, in denen sich Theorie und Praxis abwechseln. So ähnlich wie das in diesem Schuljahr viele PH-Studierende machen, die als Lehrer einspringen und dafür ihr Studium um ein Jahr pausieren.

Sollte man die Hürden für das Lehrdiplom generell senken?

Nein, wir wollen unseren hohen Qualitätsanspruch behalten.

Nicht nur in der Volksschule, auch bei der frühkindlichen Betreuung ist einiges im Tun. Der Kanton will 85 Millionen Franken pro Jahr für die Kita-Förderung ausgeben. Kann sich Zürich das leisten?

Heute ist das Angebot sehr ungleich verteilt. In der Stadt Zürich ist die Situation mit rund 10 000 Kita-Plätzen geradezu luxuriös. Dort hat man die Hausaufgaben gemacht. Es gibt aber auch Regionen, in denen es keine einzige Kita gibt. In diesen Gegenden wollen wir Anreize schaffen. Letztlich ist ein gutes Kita-Angebot für jede Gemeinde ein Standortvorteil.

Aber wieso muss der Kanton eingreifen? Nicht in jeder Gemeinde sind die Bedingungen und der Bedarf gleich wie in der Stadt Zürich.

Die Gemeinden werden zu nichts gezwungen. Sie erhalten dann Geld vom Kanton, wenn sie ein Angebot schaffen oder ausbauen. Das ist eine schlanke und mehrheitsfähige Lösung. Es lohnt sich aber in jedem Fall, in die frühkindliche Betreuung zu investieren. Das hilft der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Und Kinder mit besonderen Bedürfnissen können früh gefördert werden. Das verursacht nach der Einschulung geringere Kosten und reduziert die Belastung der Lehrpersonen.

Ausgerechnet jene Kinder, die es zu Hause nicht leicht haben, werden heute aber selten für Frühförderung angemeldet. Müsste man den Kita-Besuch dort für obligatorisch erklären?

Als Grossmutter einer Zweijährigen sehe ich, wie viel man in diesen jungen Jahren mit relativ einfachen Mitteln erreichen kann, zum Beispiel beim Spracherwerb. Es gibt Familien, die diese Unterstützung bitter nötig hätten, sie aber nicht in Anspruch nehmen. Leider können wir sie nicht zu ihrem Glück zwingen.

Sie können oder wollen nicht?

Ein Obligatorium ist politisch nicht mehrheitsfähig. Aber wir dürfen nicht vergessen: Viele Buben



und Mädchen leiden, etwa weil ihre Eltern suchtkrank, gewalttätig oder schlicht überfordert sind. Wir gehen davon aus, dass etwa 5 Prozent aller Kinder betroffen sind – und mit grossen Defiziten in die Schule kommen. Wir versuchen, diese Kinder zu erreichen, zum Beispiel über unsere Mütter- und Väterberatungen, oder auf andere Art zu den Eltern durchzudringen.

Für die Bildung gibt der Kanton schon heute jährlich 4,5 Milliarden Franken aus. Mit der Kita-Förderung kommen weitere Millionen dazu. Wo bleibt Ihr Kostenbewusstsein als bürgerliche Politikerin?

Wir drehen jeden Franken um. Aber wir müssen jedes Jahr mehr Kinder einschulen – das kostet. Unser Bildungswesen ist zudem stark reglementiert, ich habe kaum Spielraum, um zu sparen.

Die machtlose Regierungsrätin? Jetzt schieben Sie schon sehr viel Verantwortung ab.

Aufträge von Parlament und Stimmbevölkerung können und wollen wir nicht ignorieren. Auch die Wirtschaft hat ihre Interessen und will möglichst gut ausgebildete Arbeitnehmende. Als Regierung verwalten und vollziehen wir. Wir nehmen unsere Verantwortung wahr, indem wir diese Aufträge umsetzen.

In der Politik herrscht die Philosophie vor: «Jeder Franken, der in die Bildung investiert wird, lohnt sich.»

Als Familienpolitikerin ist für mich klar, dass es nichts Wichtigeres gibt als die Zukunft unserer jungen Generation. Aber natürlich dürfen wir die Kosten nicht aus dem Blick lassen.

Zu einer anderen Baustelle: Eine Studentin oder eine Lernende aus einfachen Verhältnissen, die heute ein Stipendium beantragt, muss sehr lange auf eine Antwort warten – ein ganzes Jahr. Haben Sie Ihr Stipendienamt nicht im Griff?

Tatsächlich ist der heutige Zustand unbefriedigend. Ich bedauere das. Momentan arbeiten wir mit zusätzlichem Personal daran, dass wir die Rückstände bis Ende Jahr aufholen können. Die Sache ist aber knifflig: Die Anforderungen für die Prüfung sind hoch. Die heutige Regelung stammt aus der Zeit, als viel über angeblichen Sozialmissbrauch geredet wurde.

Streben Sie eine Änderung an?

Weniger Bürokratie täte sicher gut. Wir sind daran, durch schlanke Prozesse das Beste herauszuholen. Falls nötig, werden wir eine Änderung der gesetzlichen Grundlagen vorschlagen.

In gut einem halben Jahr wird im Kanton gewählt. Zittern Sie eigentlich schon?

Zittern, wieso sollte ich?

Aus Furcht vor einer Abwahl. Sie stehen unter Druck, und die Mitte verfügt im Kanton Zürich über eine kleine Hausmacht.

Mit einer Abwahl muss man als Politikerin immer rechnen. Ich starte nun in meinen dritten Wahlkampf als Regierungsrätin. Die Bevölkerung hat mir 2015 und 2019 das Vertrauen geschenkt und mir einen Auftrag erteilt. Ich denke, ich erfülle diesen, und würde gerne weitermachen.

Die GLP mit einem dreimal so hohen Wähleranteil wie die Mitte drängt in den Regierungsrat. Auch die FDP und die SP treten mit neuen Kandidierenden an – vor allem auch gegen Sie.

Regierungswahlen sind Personenwahlen. Ich bin froh, dass wir von der Bevölkerung gewählt werden. Das ist eine starke demokratische Legitimation.

Falls Sie es noch einmal schaffen, kommt für Sie ein Direktionswechsel infrage?

Nein, eigentlich nicht. Ich habe einige grössere Projekte, die ich unbedingt noch zu Ende führen möchte, unter anderem die angesprochene Kita-Förderung.

Corona ist momentan kaum ein Thema mehr. Auch bei den Schulen nicht?

Wir sind auf alle möglichen Szenarien vorbereitet.

Während der Corona-Zeit wurden Sie von links wie rechts für Ihre Politik gescholten. Schmerzt Sie das?

Wer in der Mitte politisiert, erhält von links und rechts Ohrfeigen. So ist es nun einmal, aber ich kann damit umgehen. Was ich schlecht ertrage, ist, wenn man meine Mitarbeitenden in der Verwaltung angreift. Ihnen wurde während der Corona-Zeit vieles zu Unrecht vorgeworfen. Dabei waren sie Tag und Nacht für die Schulen im Einsatz. Aber es gilt jetzt, wieder vorwärts zu schauen. Mein



Vater, der aus einem bäuerlichen Umfeld stammte, sagte immer: «Was hinter uns ist, ist gemäht.»
So halte ich es auch.

Fremdsprachen in der Primarschule

NZZ 12.8.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

Kürzlich erschienen in der NZZ zwei redaktionelle Beiträge zum Fremdsprachenunterricht an der Volksschule, und am 8. 8. 22 äusserten sich zwei Leser ebenfalls zu dem Thema. Eine ausgewogene Berichterstattung kann es aber meines Erachtens nicht bei diesen vier Stellungnahmen bewenden lassen.

Sie alle erwähnen die grossen Probleme mit den Frühfremdsprachen in der Primarschule nicht oder nur am Rande, dabei pfeifen es die Spatzen von den Dächern, dass die Regelung mit Englisch ab der 3. Klasse und Französisch ab der 5. Klasse in den wenigsten Fällen befriedigt. Natürlich stimmt es, dass «immersive Sprachinseln» eine interessante Idee darstellen, aber man muss doch einfach die Realität sehen. Die meisten Kinder sind mit obigem Sprachenkonzept heillos überfordert.

Zuerst einmal gilt es, ihnen einen guten Grundstock in Deutsch zu vermitteln, was vor allem für Zugezogene aus fremden Kulturen zusätzlich zur Muttersprache bereits einen grossen Brocken darstellt. Dann kommt bald einmal Englisch, und schliesslich wird eben ab der 5. Klasse auch noch mit Französisch gestartet. Das klappt selten in befriedigender Weise.

Das Anfangen mit der zweiten Fremdsprache sollte unbedingt auf die Oberstufe verlegt werden. Dort kann man den Unterricht leistungsmässig differenziert und entsprechend dem fortgeschrittenen Alter der Kinder gestalten, was weit eher Gewähr dafür bietet, dass Französisch bei ihnen jenen Stellenwert erlangt, den unsere westliche Landessprache verdient.

Hans-Peter Köhli, Zürich



Veranstungshinweise

Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert?

Starke Volksschule Zürich, Donnerstag, 15. 9. 2022

Referent Dr. B. Kissling

Erziehungswissenschaftler und Psychologe mit langjähriger Erfahrung als Volksschullehrer.

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion

Ort und Datum

Donnerstag, 15. September 2022, 19.00 Uhr

Foyer des Pfarreizentrum Liebfrauen, Weinbergstrasse 36
8006 Zürich

[Mehr...](#)



Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 14.9.2022

Referentinnen

Prof. Dr. Margrith Lin (Luzern)

Lic. phil. Judith Adler (Hochschule Luzern, Soziale Arbeit)

Einführung

Dr. med. Christoph Künzle, (Leitender Arzt
Neuropädiatrie & Rehabilitation, OKS)

Ort und Datum

Mittwoch, 19. September 2022, 18.30 – 20.30 Uhr

Ostschweizer Fachhochschule, Rosenbergstrasse 59
(beim Bahnhof)
9000 St. Gallen

grosser Plenarsaal, Parterre



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Ein Leben lang Eltern oder Geschwister eines behinderten Kindes

MITTWOCH, 14. SEPTEMBER 2022, 18.30 – 20.30 UHR

